

irdische Güter zu hängen, und einen besseren Gebrauch als bisher von denselben zu machen."

Ein Geistlicher lebte mit einer zahlreichen Familie auf einem geringen Pfarrdienste in einer entlegenen Gegend Badens. Ihm lag nur das Wohl seiner Gemeinde und die Erziehung seiner Kinder am Herzen. So lange diese zu Hause bleiben konnten, reichte die Einnahme bei großer Sparsamkeit nothdürftig zu, allein jetzt mußten die heranwachsenden Söhne auf höhere Schulen gebracht werden, damit sie die nöthige Bildung für ihre künftige Lebensbestimmung erreichen möchten. Es geschah. In gewissen Terminen sollte die erforderliche Unterhaltungssumme entrichtet werden. Man bot Alles auf, um so viel zu erübrigen; und schon hoffte man dies Ziel zu erreichen, da traf jene Familie auf einmal ein unglückliches Ereigniß, welches alles ersparte bis auf den letzten Pfennig verzehrte. Wie sollte nun die nicht geringe Summe aufgetrieben werden, welche den Söhnen zu senden war? Freunde, die helfen konnten, waren nicht vorhanden. Da stand denn der arme Pfarrer oft schwer gebeugt durch die drückende Lage, in welche ihn sein Beruf gebracht hatte, am Fenster seiner Studierstube, und blickte zu den Bergen auf, von welchen allein ihm Hilfe kommen konnte; oder er saß noch um Mitternacht beim Schein der Lampe neben seiner fast verzagenden Gattin, und las Paul Gerhards Lied: „Befiehl du deine Wege“ vor, um Trost in ihren Sorgen zu schöpfen. Aber nirgends wollte sich ihren Gebeten und Thränen ein Sternchen von Hoffnung zeigen. Doch als die Noth auf's Höchste gestiegen war, da kam die Hilfe. Der edle Großherzog von Baden sandte dem Pfarrer mit einem fürstlichen Schreiben als Zeichen der Dankbarkeit für

treue Dienste, welche ein verstorbenes Familienglied des Pfarrers der großherzoglichen Familie geleistet hatte. Ihn änen des Dankes und der Freude vergoß die gebeugte Pfarrfamilie, und feierte eine selige Stunde freudigen Gebetes.

Eine hochbejahrte, arme Mutter in Graubünden wurde völlig blind. Sie wußte keine Hilfe aufzutreiben, und jammerte deshalb Tag und Nacht. Da wandte sich ihr Sohn an den, während seines Wandels auf Groen so vielen Blinden das Gesicht gegeben hatte, und fleht mit heißer Inbrunst, daß er Seine Gnade, Seine Macht auch an seiner armen trostlosen Mutter verherlichen möchte. Längere Zeit setzte er dies Gebet fort, und schon wollte sein Glaube schwach werden, da rief eines Abends die blinde Mutter plötzlich: „Habt ihr denn drei Lichter in der Stube?“ Alle ergriffen vor Verwunderung über diese Frage der Sohn die Augen seiner Mutter betrachtete, fand er, wie sich eine Haut von dem obern Augenlide auf das untere gezogen hatte, welche, da sie weich und schleimig war, ohne Mühe und Schmerzen entfernt werden konnte. Die neun Jahre lang stockblind gewesene Matrone erhielt jetzt ihr völliges Gesicht wieder und behielt es bis an ihr Lebensende.

Bemerkung.

Mit dem 1. Januar des neuen Jahres 1875 beginnt wieder ein neues Halbjahr dieses Blattes; weshalb die Leser erinnert werden, doch ja bei Zeiten ihr Abonnement zu erneuern.

Die Redaction.

Redaction von H. Geyer, Hamburg, auf dem Hellbrook bei Barmbeck.
Expedition von L. Preuß zu Hamburg. Neustädter Neue Str. 64.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Herausgegeben

von

H. Geyer

zu Hamburg.

Im eigenen Verlag des Herausgebers.

Gedruckt bei Carl Witt in Salzgitter.

1875.

I n h a l t.

Nummer.		Seite.
1	Welches Zeugniß ist die Kirche Christo schuldig?	1
	Ein Gedendblatt aus der Kirchengeschichte für römische Bischöfe	6
	Ein Werk christlicher Liebe	8
	Aussprüche über den Werth der Bibel	8
2	Hiob's Freude und Leiden	9
	In Gottes Hand	10
	Ist Tanzen und Kartenspiel Sünde	13
	Aussprüche über den Werth der Bibel [Schluß]	15
	Einige Einwürfe gegen die heil. Schrift	16
	Zur Beachtung	16
3	Hiob und seine Freunde [Schluß]	17
	Ueber einige Einwürfe gegen die heil. Schrift	21
	Ein frommes Testament	24
4	Der Gang auf dem Meere	25
	Ueber einige Einwürfe gegen die heil. Schrift	28
	Ein Jesuit als Gegner der Unfehlbarkeitslehre	29
	König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Christ	31
	Soll ich sagen?	32
5	Der Gang auf dem Meere [Schluß]	33
	Ueber einige Einwürfe gegen die heil. Schrift [Schluß]	35
	König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Christ [Schluß]	35
	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert]	37
6	Gehe hin und thue desgleichen	39
	Von den Zungensünden	41
	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Fortsetzung]	46
7	Der Weg zur Erhöhung	49
	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Fortsetzung]	51
	Macht des Gebets	55
8	Protestantische Bewegung in Rußland	56
	Vorstäd im Wandel	57
9	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Fortsetzung]	62
	Wer Mißtrauen säet, labet Blutschulden auf sein Haupt	65
	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Fortsetzung]	68
	John Williams	71
10	Das Rauschen in den Wipfeln der Maulbeerbäume	73
	Die Gründung der Kirche in Deutschland [Schluß]	75
	Aus der Zeit Karl's des Großen	76
	Um Christi Willen	78
	Zur Sonntagsfeier	78
	Rufe mich an in der Noth	79
	An die Engherzigen	80
		80

Numm. er.		Seite.
11	Die göttliche Thorheit 2c.	81
	Aus der Zeit Karls des Großen	83
	Das wichtigste Stück beim Kirchengesang	86
	Frage doch das Vieh 2c.	86
	Trost in der Ritterschaft gegen die Sünde	87
	Aus Südamerika	87
	Missionsberuf der Deutschen	87
	Ein Brief Döllingers	88
	Des Ueberwinders Lohn	88
12	Der Advent und die Kirche	89
	Ein Brief Döllingers [Schluß]	92
	Aus der Zeit Karls des Großen [Schluß]	93
	Viele Christen und wenige Freunde des Kreuzes Christi	96
	Erinnerung	96

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;
ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zei-
tungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predi-
gers in der Wüste: Bereitet dem Herrn
den Weg, machet auf dem Gefilde eine
ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 1. Hamburg.

Monat Januar 1875.

Welches Zeugniß ist die Kirche Christo schuldig?

(Eine ernste Neujahrs-Prüfung.)

Wenn wir am Beginn des neuen Jahres zurückblicken, so werden wir gestehen müssen, daß in der Kirche Christi auch während des letzten Jahres große Veränderungen vorgegangen sind; wer aber Augen hat zu sehen, der wird jedoch zugleich darin die Anzeichen erkennen, daß noch weit größere Ereignisse der Zukunft vor der Thür sind. Viele treue Knechte und Kinder Gottes jammern und klagen über die Erlebnisse des letzten Jahres, und in mancher Beziehung mögen sie Ursache haben. Doch sollten wir Alle das bedenken, daß ohne Gottes Rathschluß nichts in der Welt, und am wenigsten in der Kirche Christi geschieht, weder Kleines noch Großes. Wie wir über alle neueren kirchlichen Vorgänge urtheilen, haben wir in diesen Blättern auch in dem letzten Jahrgange in unparteiischer Weise offen und ehrlich an der Hand der heil. Schrift gezeigt.

Daß wir unter der Kirche Christi nicht etwa bloß die griechische oder römisch-katholische, oder die evangelische, lutherische oder reformirte, oder irgend eine Confession oder Sekte meinen, wird

jeder unserer Leser wissen; sondern wenn wir von der Kirche Christi reden, so meinen wir alle christl. Confessionen und Sekten zusammen. Jedoch halten wir aber um deswillen auch fest: So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Oder mit anderen Worten: „Was an einer Confession oder Sekte geschieht, Gutes oder Böses, das geht alle anderen mit an“; denn alle Getauften sind Glieder des Einen Leibes Christi; gleichviel, ob diese wahrhaftige Thatsache geglaubt wird oder nicht. Wird an einem menschlichen Leibe ein Glied vernichtet, oder geschändet oder abgeschnitten, so ist um deswillen der ganze Leib verstümmelt, nicht bloß das eine Glied; darin soll beruhen die Gemeinschaft der Heiligen; denn Niemand wird es leugnen können, daß auch in unserm menschlichen Körper, vom Haupte bis zu den Fußzehen, durch alle Glieder und Bestandtheile eine Gemeinschaft stattfindet. Diese Gemeinschaft unserer Gliedmaßen ist so stark, daß z. B. ein Mensch, welcher Jahre lang schon einen Arm oder ein Bein eingebüßt hat, immer noch das Gefühl hat, als ob das fehlende Glied noch da wäre.

Ähnlich diesem durchzieht auch von Zeit zu Zeit ein solches Bewußtsein den ganzen Kirchenleib; und um deswillen können wir es wohl z. B. ganz gut verstehen, warum der römische Papst, oder der Bischof Martin von Baderborn noch immer reden von den Protestanten, als von einem zu ihrer Kirche gehörigen Theile.

Wir haben nun jetzt nicht im Sinne, uns damit zu befassen, in wie weit alle möglichen Kirchenwehklagen gegründet oder ungegründet sein mögen; sondern wir wollen uns lieber eine recht praktische Neujahrsfrage vorlegen, und dieselbe zu beantworten suchen. Im Lichte dieser Antwort, welche wir aus dem Munde Christi selber entgegen nehmen wollen, werden wir dann von selber den Schlüssel zur Lösung aller Räthsel finden, welche das Schicksal der Kirche in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft uns aufgibt. Die Frage selbst lautet:

Welches Zeugniß ist die Kirche Christo schuldig?

Wir wollen uns in Beantwortung der Frage so kurz fassen, wie irgend nur möglich.

Die Fragen, welche die kirchlichgesinnten Christen bewegen, sind etwa die: Wird die Kirche oder der Staat siegen? Wird die Kirche überhaupt untergehen? Wird der Protestantismus über den Katholicismus siegen? oder umgekehrt? oder: Wird die Freigeisterei und Gottesleugneri, wird das Antichristenthum die Orthodoxie besiegen?

Jede dieser kirchlichen und nichtkirchlichen Partheien sucht seine Gründe festzustellen, warum sie endlich siegen muß und wird. Der römische Katholicismus baut seine Hoffnungen auf den anrüchlichen Stuhl Petri; der Protestantismus einerseits auf seine todte Orthodoxie oder Schriftgläubigkeit; reine Lehre und rechte Sacramente. Andererseits aber baut man auf die freie Forschung der Vernunft, wie es eben der Zeitgeist und die Mode mit sich bringt. Wieder Andere stützen sich auf die Macht des

weltlichen Schwerts, u. s. w. Wir werden sehen, daß alle diese Bürgschaften nicht stichhaltig sind, und daß die Hoffnung darauf trügt, und auf Selbsttäuschung beruht.

Einen unschlbaren Stuhl Petri hat es noch nie gegeben. Wenn der Macht des Papstthums der Gehorsam der Fürsten und der Völker fehlt, dann ist sie nichts als ein Schatten. Jener Gehorsam beruhte früher auf Uebereinkunft, Gegenseitigkeit oder auf Einschüchterung durch rohe und grausame Gewalt. Wenn diese aufhören, fällt jene Macht von selbst in Staub zusammen. Auch die Macht eines künstlich zusammengefügten Aberglaubens bricht zusammen, sobald der Mensch zum vollen Gebrauch seiner Vernunft kommt. Im Protestantismus ist es nicht anders. Gottes Wort und die heiligen Sacramente sind allerdings sehr heilige Dinge; aber sie sind göttliche Gnadenmittel, wozu auch die Kirchenämter gehören, um die göttliche Gnade zu vermitteln oder mitzutheilen. Aber was sind göttliche Mittel ohne Gott? Was hilft aller Trost auf Thesen, Lehrsätze, symbolische Bücher, wenn der persönliche auferstandene Christus, und der persönliche heilige Geist fehlt? Was nützt das vortrefflichste Werkzeug, wenn der Meister fehlt, welcher es in seiner Hand gebraucht? Der Katholicismus braucht weltliche Macht und Gewalt und einen umfangreichen Apparat von Traditionen und Legenden, welche einen geheimnißvollen Nimbus verbreiten, um sich in seinem Ansehen behaupten zu können; dabei ist thatsächlich der Mensch nicht Gottes Werkzeug, um Gottes Willen auszuführen, sondern er setzt den Menschen an Gottes Stelle, um Gott auf Erden überflüssig zu machen. Dasselbe Prinzip hat sich aber auch im Protestantismus geltend gemacht, sobald die Vernunft als alleinige Lichtträgerin, und die Wissenschaft als alleinige Autorität und Urquelle unsers Glaubens hingestellt wurden.

Wir wissen recht gut, daß ohne

Vernunft und Wissenschaft uns die allergöttlichsten Offenbarungen nichts nützen würden; aber sie können den persönlichen und allwirkenden Gott uns nicht ersetzen.

Die Wissenschaft und freie Forschung sind von je her Kinder der Mode und des Zeitgeistes gewesen, und haben beständig ihre Farben gewechselt. Gott allein ist ewig und unwandelbar.

Unsere Hauptfrage muß immer bleiben: Ist Gott, als der allmächtige Vater, Sohn und heiliger Geist bloß eine Idee, ein Gedanke; oder ist Er ein vorhandenes persönliches Wesen, von dem die ganze Welt abhängt, und dem die ganze Menschheit Ehre und Anbetung schuldig ist?

Ist das Erstere der Fall, dann kann uns Alles, was Religion angeht, überhaupt ganz gleichgültig sein, und es verlohnt sich nicht, ein einziges Wort oder einen Federstrich darüber zu verlieren. Dann giebt es auch überhaupt gar keine Religion. Ein Hirngespinnst oder eine bloße Idee verdient keine Anbetung und hat keinen Anspruch auf Beachtung.

Ist aber das Zweite wahr, dann versteht es sich von selbst, daß der vorhandene persönliche Gott auch im Stande ist, und sein muß, nicht allein die Welt, sondern auch die Kirche nach Seinem Willen zu regieren.

Der lebendige Gott, welcher alle Gewalt im Himmel und auf Erden in die Hände des auferstandenen, und gen Himmel gefahrenen Christus übergeben hat, derselbe Gott würde sehr unweise handeln, wenn Er seine Regentschaft in der Welt oder in der Kirche an Menschen bergestalt abgetreten hätte, daß er sich nun nicht weiter darum bekümmerte, was aus der Sache würde. Er würde ein sehr schwacher und ohnmächtiger Gott sein, wenn Er es für immer ruhig zusehen müßte, wie die Menschen, durch die Er regiert, ihre Macht mißbrauchen, und Gottes Eigenthum auf diese Weise zu Grunde richten, ohne ein Wort mit zu reden.

Dieses stellte der Erlöser einst den Juden in dem Gleichniß von den bösen Weingärtnern vor Augen, welche die Knechte ihres Herrn mißhandelten und den Erben tödteten, um das Erbe auf diese Weise an sich zu reißen.

Die Juden selber mußten gestehen, daß der Herr des Weinberges die Weingärtner übel umbringen, und seinen Weinberg anderen Weingärtnern übergeben werde, welche ihm die Früchte liefern würden.

Nur von diesem Standpunkte aus läßt sich unsere Frage beantworten: Welches Zeugniß ist die Kirche Christo schuldig?

Was unser Herr Christus, als alleiniges Oberhaupt Seiner Kirche einst zu seinen Jüngern sagte über ihre Sendung, dasselbe gilt der ganzen Kirche, und gilt zu allen Zeiten: Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.

Nun, soweit dürften am Ende viele Christen diese Behauptungen in Ordnung finden; aber jetzt kommt der schwierige Punkt, um den es sich bei den Kirchenfeinden handelt. Womit wollt ihr es denn überhaupt beweisen, daß irgend ein Mensch auf Erden das Recht hat, als Diener der Kirche aufzutreten, und im Namen Christi zu reden und zu handeln, als ob das, was er sagt, so anzusehen sei, als hätte Gott es selber gesprochen oder gethan?

Es mag bei Handhabung des äußern Kirchenzwanges genügen, zu sagen: dieser Mann ist von der obersten Kirchenbehörde angestellt, weil er seine Examina bestanden, und allen kirchlichen und staatlichen Anforderungen entsprochen hat; aber wo bleibt die himmlische Bestätigung?

Das ist dieselbe Frage, welche einst die Juden dem Heilande selber vorlegten, und welche Ungläubige heute noch wiederholen.

Gewiß war es keine leichte Sache für den Herrn Jesum Christum, welcher bis zu seinem 30. Jahre in bescheidener Weise als ein Einwohner von Nazareth gelebt, jetzt mit einem Male

herborzutreten, nicht bloß als einfacher Bote Gottes, sondern als Sohn des lebendigen Gottes, welcher selbst vor seiner Menschwerdung von Ewigkeit her in gleicher Macht und Herrlichkeit gelebt hatte.

Er selbst hatte als Mensch Zeugniß von Gott empfangen, und war sich seiner Stellung vollkommen bewußt. Auch Johannes der Täufer hatte Zeugniß empfangen, als er Jesum im Jordan taufte: er sah den Geist Gottes herabkommen auf Jesum, und vernahm die Stimme von oben: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Dieselbe Stimme vernahmen auch die drei Jünger Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berge der Verkündigung.

Johannes der Täufer und Christi Jünger zeugten auch von Christo, daß Er Gottes Sohn wäre; aber das war nicht genügend gegenüber den Menschen, um diese zum Glauben an Ihn zu bewegen.

Der Herr giebt uns volle Klarheit über diesen Punkt: Joh. 5, 31—36.

Er sagte: Ihr schickt zu Johannes, und er zeugte von der Wahrheit. Ich aber nehme nicht Zeugniß von Menschen. Ich habe ein größeres Zeugniß denn Johannes Zeugniß.

Und worin bestand denn dieses? Er sagt weiter: Denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollende, dieselbigen Werke, die ich thue, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt hat.

Nun, da haben wir also das volle Zeugniß Christi, worauf Er der Menschheit gegenüber seine göttliche Sendung gründet, und womit Er sich legitimirt. Zu diesen Werken gehörten aber nicht bloß ellihe Wunderwerke, sondern Alles, was Er ausgerichtet hat bis zu Seiner Himmelfahrt, ja auch das, was Er von oben herab bis heutigen Tag noch wirkt.

Es war ja denkbar, daß Menschen dem Herrn bloß zu Gefallen gezeuget

hätten. Deshalb sagte Er auch ganz entschieden: Ich nehme nicht Zeugniß von Menschen. Ja sogar nicht einmal sein eigenes Zeugniß hält Er für genügend: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugniß nicht mehr wahr; Ein Anderer ist's, der von mir zeuget; und ich weiß, daß das Zeugniß wahr ist, das er von mir zeuget.“ (Vers 31. 32.) Dieser andere Zeuge ist eben der Vater, welcher durch die Werke zeuget, die der Sohn Gottes ausrichten konnte durch die Macht die Er ihm gegeben hatte. Ich bin Christus, das konnte ja Jeder sagen, und es hat manch Einen gegeben, welcher als Schwärmer oder Betrüger aufgetreten ist mit dieser Behauptung. Aber eine einfache Behauptung hat keinen Anspruch auf Glaubhaftigkeit. Ganz dasselbe gilt nun aber auch von der Kirche Christi sammt allen ihren Dienern. Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Hat sich Christus nun vollkommen legitimirt durch die vollkommene Ausrichtung der Werke des Vaters, so gab es auch keinen andern Weg für seine Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer, ja für alle Glieder der Kirche. Alle sind berufen die Werke des Sohnes Gottes auf Erden auszurichten in Seinem Namen und durch die Kraft des heiligen Geistes. Das wahre Zeugniß, was demnach die Kirche Christi sammt allen Dienern Christo schuldig ist, sind nicht bloß Worte und Behauptungen; nicht bloß Bibeln und symbolische Bücher, nicht Traditionen und Concilienbeschlüsse, nicht hohe oder niedrige Titel und Würden von Kirchenämtern u. s. w. sondern es sind und müssen sein, Thaten des lebendigen Gottes und Heilandes Jesus Christus, welcher lebet und regieret in Ewigkeit. Wo die Werke Christi fehlen, da fehlt das wahre Zeugniß für Christum.

Die Apostel konnten sich mit Recht auf ihre Berufung durch Christum stützen; aber das würde ihnen wenig

genügt haben, wenn sie nicht zugleich das Zeugniß der Werke Christi zur Seite gehabt hätten. Worin die Werke bestanden, sagte der Herr ihnen ganz klar und deutlich, da Er sie ausandte: „Geht aber und predigt, und sprecht, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen. Macht die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus.“ (Math. 10, 7. 8.) Und Sein Auftrag nach Seiner Auferstehung lautete buchstäblich: „Mir ist übergeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet nun hin und macht zu Jüngern alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, indem ihr sie lehret zu halten alles was ich euch befohlen habe. Und siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matth. 28, 18—20.)

Und damit Niemand sich verleiten lassen möge, zu denken, dieser Auftrag sammt den Verheißungen seien nur für den Anfang der Kirche bestimmt, dürfen wir nicht nur daran festhalten, daß der Herr Seine geistliche Gegenwart bis an der Welt Ende hier zugesagt hat, sondern nach Markus 16 heißt es ausdrücklich, daß die Zeichen folgen werden Allen, die da glauben: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas Tödliches getrunken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden genesen.“ — Diese Verheißungen und Zeichen sind an keine Zeit oder an besondere Personen gebunden, sondern an den Glauben, und um deswillen ist die Kirche Christi nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, dieses Zeugniß für Christum fortwährend zu bringen. Denn daran kann die Welt fortwährend zu allen Zeiten erkennen, daß Christus wahrhaftig vom Vater ausgegangen ist, und daß Er in der That alle Ge-

walt im Himmel und auf Erden besitzt und ausübt.

Betrachten wir nun in unseren Tagen den großen Abfall von Christo, so können wir denselben zwar tief beklagen, uns aber nicht darüber verwundern, weil die Kirche weit davon entfernt ist, jenes Zeugniß für Christum abzulegen in dem Maße, wie es die Kirche im ersten Jahrhunderte abgelegt hat. Zwar wird die heilige Taufe noch vollzogen, und es wird auch noch gelehrt von Christo, aber eine Lehre ist gar sehr vernachlässigt. Er befahl seinen Jüngern, die Getauften zu lehren, daß sie halten sollten Alles was Er befohlen hätte. Dieses ist die wichtigste Lehre. Dieser Auftrag ist damit nicht erledigt, wenn man die Gebote Christi und das Evangelium vorträgt, sondern man soll die Zuhörer auch dasselbe halten lehren. Ein Apostel Paulus begnügte sich nicht mit seinen Predigten, sondern er sagte: Sehet auf uns als auf solche, die ihr habt zum Vorbilde. Das soll jeder Diener der Kirche, ja die ganze Gemeinde als Pflicht ansehen, durch einen heiligen und jottseligen Wandel in der Wahrheit das Leben Christi und Seine göttliche Macht zu offenbaren. Dieses Zeugniß predigt lauter und kräftiger als die kühnsten Behauptungen. Die Liebe Christi soll uns Alle durchdringen; wo sie fehlt, da hilft Alles nichts. 1 Kor. 13 heißt es: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze.“ Und wiederum sagt unser Heiland selbst: Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote.

Ihr seid meine rechten Jünger, so ihr Liebe unter einander habt. Dabei wird Jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bei ihm machen.

Nach dieser Regel sollte die Kirche Christi an allen Orten und Enden sich prüfen, ob das Zeugniß bei ihr in allen Confessionen vorhanden ist. Ist dies der Fall, dann braucht sie sich nicht zu ängstigen; die Pforten der Hölle werden nichts gegen sie ausrichten. Fehlt aber dieses Zeugniß, dann wird nicht allein die Welt mit Verachtung auf sie blicken, sondern Christus selbst wird sie nicht anerkennen. Diese Prüfung sollte die Kirche sich im Beginn des neuen Jahres vorlegen. Sind wir mit dem oben ausgeführten Zeugnisse ausgerüstet und darin wohl befestigt, dann mögen die politischen Kirchengesetze sein wie sie wollen, die Kirche wird grünen, blühen und Früchte tragen wie der Stab Arons. Mögen wir bedenken, unter welchen politischen Verhältnissen die Kirche in den ersten 3 Jahrhunderten gestanden hat und dennoch voll Geist und Leben war.

Es giebt kaum ein größeres Armutzeugniß für die Kirche, was sie sich selbst ausstellt, als das Geschrei über die Kirchengesetze. Sind die Kirchengesetze in der That unbequem, so sind sie es nur für das Fleisch; und dann ist es die höchste Zeit, daß dasselbe gekreuziget wird.

Ein Gedenkblatt aus der Kirchengeschichte, für römische Bischöfe.

Wir gönnen gewiß Niemand etwas Böses, und freuen uns auch nicht, wenn Diener der Kirche, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, verfolgt und bestraft werden. Wenn indeß die heutigen Bischöfe und Priester der römisch-

katholischen Kirche sich über Verfolgung und Einkerkelung beklagen, so wäre es am Ende wohl nicht Unrecht, ihnen einen Spiegel der Vergangenheit unter die Augen zu halten, woraus sie erschauen würden, daß die Grausamkeit, mit welcher ihre Vorfahren die Christen behandelten, gar keine Vergleich mit ihrem heutigen Schicksale zuläßt. Folgende Beispiele werden als Beleg dafür dienen.

In England war es im 14. Jahrhundert das Wirken Johann Wickefs, wodurch eine kirchliche Reformation vorbereitet wurde. Unter seinen zahlreichen Anhängern, welche besonders sich unter den höheren Ständen fanden, legten viele ein kühnes Zeugniß ab gegen die zahlreichen römischen Mißbräuche und Irrlehren in der Kirche. Der Wandel dertelben wurde selbst von ihren heftigsten Feinden als ein musterhafter geschildert. Einer der vorzüglichsten Anhänger Wickefs war der Lord John Oldcastle von Cobham, ein Günstling des Königs. Der damalige Erzbischof von Canterbury faßte den Lord Cobham bald ins Auge und erhob Anklage gegen ihn. Da der König aber sein Gönner war, mußte zunächst Alles aufgebieten werden, diesen gegen ihn ungünstig zu stimmen, was dem Erzbischof bald gelang. Weil der Lord aber eine hohe Stellung bekleidete und viele Verdienste sich um den Staat erworben hatte, so suchte man Anfangs ihn mit Milde herinzubringen. Auf sein unerschrockenes Glaubensbekenntniß wurde er als ein unverbesserlicher Ketzer mit dem Kirchenbanne belegt und in den Thurm zu London gebracht.

In seinen verschiedenen Verhören hatte der Lord Cobham öfters Gelegenheit, seinen Inquisitoren ihre pharisäische Feindschaft wider Christum vorzuhalten.

Einer von den Richtern fragte den Lord im Verhör, ob er bereit sei, das Kreuz, an welchem Christus starb, anzubeten? „Wo ist es?“ versetzte der Gefragte. „Nun, gesetzt, es wäre in diesem Augenblicke hier?“ „Sagt mir

doch, welche Art von Anbetung bin ich ihm schuldig?“ „Diejenige, deren St. Paulus gedenkt, wenn er sagt: es sei fern von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze Christi;“ war die Antwort. „Recht,“ sagte Lord Cobham, „das ist das rechte Kreuz.“ Der Bischof von London sagte: „Ihr wißt recht wohl, daß Christus an einem hölzernen Kreuze starb.“ „Wahr,“ erwiderte der Lord, „und ich weiß auch, daß unsere Seligkeit nicht von diesem hölzernen Kreuze abhängt, sondern von dem, der darauf starb. Ferner weiß ich, daß Paulus sich keines anderen Kreuzes rühmte, als nur des Leidens und Todes Christi, und seiner eigenen Leiden und Verfolgungen um derselben Wahrheit willen, die Christus mit seinem Tode versegelt hatte.“

Der Erzbischof sprach ohne Weiteres das Todesurtheil über den Lord aus: „Weil der Ritter John Oldcastle von Cobham ein nicht zu verbessernder und verabscheuungswürdiger Ketzer ist, werde er als solcher dem weltlichen Arme übergeben.“ Mit dem größten Gleichmuth hörte der würdige Mann sein Todesurtheil an; mit heiterm Blick rief er aus: „Ob ihr gleich meinen Leib verurtheilt, der nur ein elendes Ding ist, so weiß ich doch ganz gewiß, daß ihr meiner Seele so wenig schaden könnt, als Satan der Seele Hiobs,“ u. s. w. Er ermahnte noch das Volk, sich nicht von diesen Leuten blindlings mehr führen zu lassen; dann fiel er auf die Knie und betete: „Ewiger Herr Gott, ich bitte dich nach deiner großen Barmherzigkeit, vergieb meinen Verfolgern, wenn es dein heiliger Wille ist.“

Noch einmal gelang es ihm, seinen Banden 4 Jahr lang zu entfliehen und im Verborgenen seine Glaubensbrüder zu stärken. Dies aber veranlaßte seine zweite Gefangennehmung. Der König ließ sich verleiten, den Preis von 1000 Mark auf seinen Kopf zu setzen, und bald wurde sein Todesurtheil vollzogen. Lord Cobham wurde geschleift, dann in Ketten aufgehängt und endlich verbrannt.

Lord Cobham hatte noch viele Nachfolger. Unter Anderen wurde von einem Priester bei dem Erzbischofe ein gewisser John Brown als Ketzer angezeigt. Sogleich wurde derselbe von zwei Bütteln ergriffen, auf seinem eigenen Pferde festgebunden und nach dem erzbischöflichen Sise abgeführt, woselbst er 40 Tage lang im Gefängnisse blieb, ohne daß seine Frau und Freunde etwas von ihm erfuhren. Endlich wurde er nach seinem Wohnorte zurückgebracht und dafselbst in den Stock gelegt. Es war spät Abend. Eine von Brown's Mägden ging von ungefähr an dem Gefängnisse vorbei und erhielt Kunde von dem Schicksale ihres Herrn und meldete es ihrer Gebieterin. Diese eilte sofort hin, um ihn zu trösten und zu stärken. Man denke sich die Grausamkeit: Man hatte des armen Märtyrers Füße auf glühende Kohlen gesetzt, und diese waren schon bis an die Knöchel verbrannt; er aber war fest und unbeweglich geblieben in seinem Glauben. Brown sagte zu seiner Frau: „Meine gute Elisabeth, die Bischöfe haben mir meine Füße so verbrannt, daß ich damit nicht mehr auf die Erde treten kann; sie haben es gethan, um mich zu zwingen, meinen Herrn zu verläugnen; das ist ihnen aber nicht gelungen, und wird nicht gelingen; denn wenn ich Ihn in dieser Welt verläugnete, so würde Er mich dereinst verläugnen. Ich bitte dich daher, fortzufahren, wie du angefangen hast, und deine Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen; dein Mann soll morgen den Scheiterhaufen besteigen.“ Wirklich kam es dazu; am Abend vor Pfingsten wurde Brown verbrannt. Als die Flammen um ihn her loderten, da hob er seine Hände hoch empor und betete inbrünstig; zuletzt hörte man noch aus den Flammen: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist; denn du hast mich erlöst, du Gott der Wahrheit!“ —

Wenn nun jetzt so großes Geschrei erhoben wird über Verfolgung der

Kirche, die doch nur in Maßregeln besteht, welche für die Zukunft solche blutige Gräueltat unmöglich machen, und der Kirchenthron das Handwerk legen: so mögen jene Scheiterhaufen der heutigen Generation in's Antlitz leuchten, und dann kann die heutige Kirche Gott noch danken, daß ihnen nicht mit gleichem Maße gemessen wird, da Gott die Sünden der Väter heimjucht an den Kindern.

Ein Student ging an einem Wintertage gegen seine Gewohnheit zur Mittagstunde spazieren. Da erblickte er in der Ferne eine Weibsperson, welche mit einem Kinde auf dem Arme auf- und abging. Es fiel ihm dies auf und er ging daher auf sie zu; sie aber wich ihm aus. Er rief sie nun, aber sie achtete nicht darauf, bis er ihr versicherte, daß er als Freund mit ihr sprechen wolle. Nun blieb sie stehen und weinte sehr. „Frau“, sagte der Student, „ich kenne sie nicht und sie kennt mich nicht. Aber ich fürchte Gott, und wenn ich kann, bin ich bereit zu helfen, darum darf sie mir ihren Kummer ohne Scheu entdecken!“ — „Mein Mann“, antwortete diese, „ist als Soldat im Kriege. Seit langer Zeit habe ich keine Nachricht von ihm bekommen und weiß nicht, ob er in einer Schlacht geblieben ist. Wir haben Beide von Herzen Gott gesucht, aber nun scheint es, als ob Gott mich verlassen hätte! Seit drei Tagen habe ich und dies Kind nichts gegessen. Wenn mein Hausherr ist, so verlangt mein Kind auch zu essen, und ich kann ihm doch nichts geben. Um diesen Jammer nicht anzusehen, ging ich mit ihm fort. Ich schrie eben zu Gott, ob er das Sterben meines Kindes mit ansehen könne, denn ich vermag nicht, die Leute um eine Gabe anzusprechen. Der Student bot ihr, um sie zu überzeugen,

daß Gott noch lebe, seinen Beutel dar, mit allem Gelde, was ihm gerade seine Eltern geschickt hatten. Wie leblos stand die Frau und wußte nicht, ob dies Traum oder Wahrheit sei. Endlich weigerte sie sich, all' dies Geld anzunehmen und bat nur um etwas, aber der Student nöthigte sie, alles zu behalten. — So hatte Gott auf lange Zeit ihrer Noth abgeholfen.
Olaser's Erzähl. a. d. Reiche Gottes.

Aussprüche über den Werth der Bibel.

In Dr. Fr. Arndt's Büchlein über den Werth der Bibel finden sich folgende Aussprüche:

Es ist kein Wunder, daß lauter tiefe Menschen in allen Jahrhunderten das Lob der Bibel besungen haben.

Chrysostomus sagt: „In der heiligen Schrift ist nichts, was nicht einen großen Schatz in sich hält, wenn nur der rechte Nachgräber kommt.“

Augustinus spricht: „Es sind in der heiligen Schrift tiefe Geheimnisse, die deshalb verborgen sind, damit sie nicht gering geschätzt werden; deshalb gesucht werden, damit sie uns üben; deshalb aufgethan werden, damit sie uns erquickten.“

Johann der Beständige sagte dem Kaiser, daß er des reinen Wortes Gottes so wenig als der Speise und des Trankes entbehren könne.

König Eduard der VI. von England nannte die Bibel das Schwert des Geistes, das allen andern Schwertern vorzuziehen sei.

Kurfürst Friedrich der Weise sagte: „Mit menschlichem Verstande läßt sich Alles beweisen, aber auch Alles widerlegen. Allein Gottes Wort stehet fest wie eine Mauer, die man nicht gewinnen noch umreißen kann.“

(Fortf. folgt.)

Redaction von H. Geher. Hamburg, (Hellbrook bei Barmbeck.)
Expedition von L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße 64.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Postauslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gesilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 2.

Hamburg.

Monat Februar 1875.

Hiob's Freude und Leiden.

Hiob 2.

(Fortsetzung.)

Wieder einmal waren die Söhne Jehovah's (d. h. die Engel Gottes) vor dem Herrn versammelt, und Satan mitten unter ihnen. War es ihm früher gelungen, dem Hiob das Seinige zu entreißen, jetzt trachtete er darnach, ihn selbst an seinem Fleisch und Gebein anzutasten, und siehe, Gott ließ es ihm zu; er fuhr aus und schlug Hiob mit bösen Schwären, von der Fußsohle an bis an den Scheitel. In diesem Elend höhnte ihn noch sein Weib, indem sie zu ihm sprach: Hältst du nun noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und stirb! Hiob antwortete: Du redest, wie die närrischen Weiber reden: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?

Da sehen wir im Vorbilde abermals die leidende Kirche, wie durch Satans Neid und Bosheit ein neuer Schritt geschieht zu ihrer weiteren Erniedrigung. Es war noch nicht genug, daß die Kirche arm geworden war durch den Verlust ihres ursprünglichen geistlichen Reichthums; jetzt muß das Maas voll werden durch das Schlagen mit Krankheit. Dieses Leiden durch Schwären deutet

auf die giftigen Verunreinigungen, welche nun durch allerlei Reizungen äußerlich zum Vorschein kommen in allen Gliedern, sowohl an der Priesterschaft als in der Gemeinde. Satan ist der Aufsteifer. Er hat die Sünde der Zwietracht und des Hasses gesät, und seine Drachensaart ist emporgewachsen und hat Früchte getragen. Es ist viel Ungerechtigkeit ausgeübt in Verwaltung des kirchlichen Regiments, und auch in der Seelsorge. Der Dienst der Anbetung konnte demnach nicht rein und vor Gott wohlgefällig erscheinen, wenn so viele Seufzer, Klagen und Thränen, ja gar Blutschulden daran klebten. Dieser Druck hat endlich Erbitterung hervorgerufen, und Veranlassung gegeben zu zahllosen Kirchenspaltungen. Es ist erfahrungsmäßige Thatsache bis zu unseren Zeiten, daß bei derartigen Kirchenspaltungen immer beide Theile unerschöpflich sind in Aufdeckung der gegenseitigen Sünden. Was lange Zeit innerlich gezecht und genagt und untergefressen hat, das kommt endlich wie ein böses, giftiges Geschwür zum Vorschein. Hiob fühlt die Schmerzen seines Leibes. So ist Christus in seinen gläubigen und frommen Gliedern und Dienern schmerzlich berührt durch diese Leiden; besonders wird der Schmerz noch erhöht durch Hiob's Weib. Ihre Verhöhnung findet sich bei den Ungläu-

bigen, die es nicht fassen können, daß trotz der trostlosen Lage der Kirche man doch noch festhalten kann an dem alten christlichen Glauben. Es ist bekannt genug, wie groß der Spott und Hohn ist, welchen die Gläubigen zu erdulden haben. Es ist freilich keine große Ehre, um der Versündigungen willen leiden zu müssen; doch sollten die Spötter bedenken, daß auch ihre eigenen Sünden den Zustand mit herbeigeführt haben, und noch weit Schlimmeres sich bei ihnen selbst befindet. Hiob, und die leidenden Gläubigen haben den Trost, daß das Leiden eine göttliche Heimsuchung ist: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?

Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Das ist Alles, was Hiob darauf erwidert.

Das geht Anfangs freilich wohl zu ertragen; aber während der längeren Dauer der Leiden wird auch die Geduld Hiobs tief erschüttert, indem er (Kap. 3) den Tag seiner Geburt verflucht.

Es ist das Gefühl der Muthlosigkeit, welches sich auch bei den gläubigen und frommen Kindern Gottes geltend zu machen sucht. Drei Freunde besuchten Hiob zwar in seiner Trübsal. Still und stumm saßen sie Anfangs wie Hiob, diesem gegenüber auf der Erde, sieben Tage und sieben Nächte. Sie hatten ihn kaum wieder erkannt, hatten geweint, und Erde gen Himmel auf ihr Haupt gesprengt. Sie sahen, daß sein Schmerz groß war.

Nach den sieben Tagen und Nächten löste sich der Schmerz Hiobs in Worten der Verzweiflung auf.

Noch wissen wir nicht ganz, wie groß der Schmerz Hiobs, d. h. der Leidenden Kirche, werden wird; denn die Tage der größten Trübsale stehen uns noch bevor. Die große Trübsal ist das Feuer der Läuterung und Reinigung der Kinder Gottes von allen Schlacken, wo der Herr die Kinder Levi reinigen und läutern wird wie Gold und Silber. Das Antichristen-

thum wird dieses Feuer herbeiführen. Davon wird deutlich geredet an vielen Orten der heil. Schrift. (Siehe Jes. 54, Mal. 3. und im Buch der Offenb. Joh.)

Die drei Freunde Hiobs waren gekommen, ihn zu trösten, und waren durch seinen Anblick auch tief gerührt; doch ihre Reden waren nicht der Art, daß Hiob dadurch aufgerichtet werden konnte. Es waren weit mehr Anklagen darin enthalten, als Trost, so daß sie selber noch, obgleich wohl ohne Absicht, sein Leiden noch vergrößerten.

Wer sind aber die drei Freunde Hiobs im Gegenbilde? Es sind nicht gerade ebensolche drei Männer, sondern das Vorbild deutet auf die drei Hauptcharaktere, welche sich in der Gesamtkirche geltend gemacht haben, und welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Kirche durch ihre klugen Rathschläge zurecht zu bringen. Wir werden im weiteren Verlauf uns näher damit bekannt machen.

(Fortsetzung folgt.)

In Gottes Hand.

An vielen Orten der h. Schrift ist von Gottes Hand die Rede. Jedermann wird wissen, daß es eine bildliche Redeweise der Bibel ist, wenn von den verschiedenen Gliedmaßen Gottes die Rede ist. Gott ist ein Geist; ein Geist aber hat nicht Fleisch und Bein, wie ein körperliches Wesen; vielmehr sind dadurch angedeutet, entweder verschiedene göttliche Eigenschaften, oder das göttliche Wirken. Wenn z. B. von dem starken Arm oder der Hand Gottes die Rede ist, so ist damit Seine Allmacht angedeutet; das Auge Gottes deutet auf Seine Allwissenheit, oder auch auf die göttliche Vorsehung u. s. w. In Gottes Hand sich befinden, kann einen mehrfachen Sinn haben. Es ist meistens der Schutz Gottes, oder Seine Leitung und Hülfe dadurch verstanden; z. B. Jes. 41, 10: „Ich erhalte dich

durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“

Eine besondere Bedeutung hat es aber, wenn Jemand sich in Gottes Hand befindet als Sein Werkzeug, wodurch Er etwas ausrichten will, sowie ein Werkmeister sein Werkzeug führt. So redet der Geist Gottes durch den Propheten Jesajas Cap. 62 von Zion: „Du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des Herrn, und ein königl. Hut in der Hand deines Gottes.“ Von dem Herrn Christo erzählt Johannes, Offb. 1, 16. 20., daß er Ihn wandeln sah mitten zwischen 7 goldenen Leuchtern, und 7 goldene Sterne in Seiner rechten Hand, wovon es dann heißt: „Die sieben Sterne sind Engel (oder Bischöfe) der sieben Gemeinden.“

Das ist der wichtigste Gegenstand bei aller unserer Arbeit, welcher Erwägung verdient, weil davon jeder gesegnete Erfolg abhängt; das ist es auch, was der 127. Psalm meint, wenn es heißt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; und wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst.“

Im Allgemeinen ist jeder Christ, vermöge seiner Stellung durch die heil. Taufe, schon ein Kind Gottes und zugleich ein Werkzeug Gottes, welches Gott angehört, als ein Glied des Leibes Christi. Alles, was wir thun, mit Worten oder Werken, (auch die irdische Arbeit des alltäglichen Berufs,) soll im Namen (oder auf Befehl) Jesu Christi geschehen. Aus keinem andern Grunde soll der Christ arbeiten oder schaffen, als weil er im Dienste Jesu Christi steht. Deshalb heißt's in jenem Psalm auch weiter: „Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet, und hernach lange sitzet, und esset euer Brod mit sorgen: denn seinen Freunden giebt Er's auch schlafend.“ Damit soll nicht gesagt sein, daß wir unthätig sein sollten; sondern nur, daß unser Sorgen und Kummernisse unnütz sind. Simon Petrus hatte die ganze Nacht sammt

seinen Genossen gearbeitet, und nichts gefangen; als er aber auf Jesu Geheiß sein Netz auswarf, da that er einen mächtigen Fischzug.

Im ganz besondern Sinne aber hängt alles Gedeihen in der kirchlichen Arbeit davon ab, ob die Arbeiter sich als Werkzeuge in Gottes Hand, d. h. in der Hand des auferstandenen Christus, befinden.

Zunächst kommt es darauf an, daß wir wirklich in seinen Weinberg oder am Hause Gottes als Arbeiter gedinget sind. Sodann aber hängt das Gedeihen auch von der Zeit ab, wo der Herr uns wirklich gebraucht, oder gebrauchen will. Ein Werkmeister legt sein Werkzeug auch bisweilen hin, ohne es zu gebrauchen; so auch sind an einem Bau oder bei anderen Arbeiten solche Zeiten, wo ein Herr seine Arbeiter ruhen läßt, obgleich sie immer noch in seinem Dienste stehen. Salomo sagt: Pred. Sal. 3: „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Geborenwerden, Sterben, Pflanzen, Ausrotten das gepflanzt ist, Würgen, Heilen, Brechen, Bauen, u. s. w.“

Die Juden, welche aus Babel zurückgekehrt waren nach Jerusalem, und den Grund gelegt hatten zum Tempel des Herrn, ließen ab zu bauen am Hause Gottes, und baueten statt dessen für sich getäfelte prachtvolle Häuser, und redeten sich ein, die Zeit sei noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Sie betrieben also ihr eigenes Werk, ein Werk nach eigener Wahl. Darum ließ der Herr ihnen sagen durch den Propheten Haggai: „Schauet wie es euch gehet. Gehet hin auf das Gebirge und holet Holz, und bauet das Haus: das soll mir angenehm sein, und will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr. Denn ihr wartet wohl auf viel, und siehe, es ist wenig; und ob ihr's schon heimbringt, so zerstäube ich's doch. Warum das? spricht der Herr Zebaoth. Darum, daß mein Haus so wüste stehet, und ein Jeglicher eilet auf sein Haus. Darum hat der Himmel

über euch seinen Thau verhalten, und das Erdreich sein Gewächs u. s. w." Da sehen wir, daß Gottes Volk seinen eigenen Willen ausrichtete, und Gottes Werk liegen ließ, obgleich Volk und Priester Seine Werkzeuge waren. Aber um deswillen hielt Gott auch seinen Segen zurück.

Wenn wir die Geschichte der christl. Kirche bis auf die neuesten Zeiten betrachten, so finden wir häufig ähnliche Zeiten; sowohl Zeiten des reichsten Segens und des Fortschrittes, als Zeiten des Stillstehens und Unsegens, oder gar des Verderbens. Der allmächtige Gott ist der alleinige weise Haushalter, welcher Seine Zeit und Stunde kennt, und sich seine Werkzeuge erwählt. Wir Menschenkinder sollen die Zeichen und Zeiten prüfen und erkennen lernen. Wie oftmals geschieht es, daß Knechte Gottes sich abmühen, und mit aller Anstrengung und Aufopferung doch nur leeres Stroh dreschen. Warum? Vielleicht ist die Arbeit sehr nöthig, aber die Verhältnisse, welche zum Gelingen mitwirken müssen, sind noch nicht reif genug; und Gott läßt sich durch unsere Voreiligkeit nicht bewegen, Treibhausgewächse zu bauen. Unser Wirken ist verfrühet, und darum fehlt dann das Gedeihen. Man soll auf die Hand des HErrn schauen, ob wir von Ihm Winke erhalten. Sind für irgend eine Sache Gottes Zeiten und Verhältnisse reif, dann gelingt Alles, und der HErr weiß sich auch die rechten Werkzeuge und Mittel dienstbar zu machen; ja es geschieht häufig buchstäblich, was St. Paulus schreibt, 1 Cor. 1, 27—29, daß Er durch thörichte und schwache Werkzeuge vor der Welt die größten Dinge ausrichtet, auf daß sich vor Ihm kein Fleisch rühme.

Dann ist es in der That der HErr, welcher das Haus bauet, und die Arbeiter arbeiten nicht umsonst. Salomon sagt deshalb weiter Pred. 3, 14. 15.: „Ich merkte, daß Alles, was Gott thut, das bestehet immer; man kann nichts dazu thun, noch abthun: und solches thut Gott, daß man sich

vor Ihm fürchten soll. Was Gott thut, das steht da; und was Er thun will, das muß werden: denn Er trachtet und jaget ihm nach.“

Als es dem HErrn gefiel, Seine Kirche zu gründen und auszubreiten, da war Er nicht im Geringsten in Verlegenheit um Werkzeuge. Er nahm, um zu zeigen, daß Er der Baumeister ist, das Thörichte und Verachtete vor der Welt, und machte aus Fischern und Zöllnern Apostel, in deren Hände Er seine ganze Arbeit legte. Als es dem HErrn gefiel, da machte Er auch die Reichen und Gewaltigen der Erde, Könige und Kaiser durch Seinen Geist willig, Seine Werkzeuge zu werden. Dann heißt es, wie Ps. 147, 15: „Er sendet Seine Rede auf Erden, Sein Wort läuft schnell.“

Als es Gott gefiel, Sein Reich unter den Heiden im Abendlande auszubreiten, da bedurfte es der Willigkeit einiger Mönche, Columbanus, Gallus, Augustinus und mehrerer Anderer, im 6. Jahrhundert, und in kurzer Zeit wurde das Evangelium über die brittischen Inseln ausgebreitet; und von da ergoß sich die Fluth des göttlichen Segens über ganz Deutschland und das ganze übrige Europa. Als im 16. Jahrhundert durch die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung alles Erforderliche vorbereitet war, da begann ein Werk göttlicher Heimsuchung, welches uns bekannt ist unter dem Namen der Reformation. Schon in früheren Jahrhunderten waren Ansätze dazu gemacht; das Bedürfniß hatte sich gezeigt; einzelne Versuche wurden mit der Schärfe des Schwerts und mit Scheiterhaufen zurückgebrängt. Die Hufstien fingen an, mit fleischlicher Gewalt zu kämpfen, und namenloses Elend ergoß sich über viele Länder, Fluch und Zorn, anstatt Segen.

Als die Frucht gereift war, da verbreitete sich das Wort Gottes und die Predigt des Evangeliums rasch durch ganz Europa, ja fast durch die ganze christl. Welt. Die mißlungenen Versuche wurden in Gottes Hand freilich

auch ein Mittel zur Mitwirkung in der Vorbereitung der göttlichen Wege. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche kurz vorherging, wurde das Mittel zur raschen Verbreitung der heil. Schrift in allen Sprachen der ganzen Welt; ohne diese Kunst hätte vielleicht noch manches Jahrhundert dazu gehört, bevor dasjenige erreicht worden wäre, was Gottes Rathschluß erreichen wollte. So eigeht es, wenn der lebendige Gott, der Alles regiert, Etwas in Seine Hand nimmt. Da müssen Künste, Wissenschaften, Unglücksfälle, sowie Menschen aus allen Ständen Seinen Zwecken dienen, selbst dann, wenn sie das Gegentheil wollen.

Mancher Mensch ist an und für sich unbedeutend; vielleicht schwach von Person, dürftig oder mittelmäßig an Erkenntniß, gering an Gaben: aber wenn ihn der HErr in die Hand nimmt, so kann Er durch seine unbedeutendsten Creaturen dasjenige zu Schanden machen, was stark oder groß und angesehen ist vor der Welt. Aber das geschieht auch nur dann, wenn der HErr es ist, welcher durch Jemand wirkt.

Sobald ein Mensch im Dienste seines Königs steht, und dessen Uniform trägt, gilt er für das, was seine Stellung andeutet, sei er Beamter oder Soldat. So auch der Christ, und der Knecht Christi in der Kirche. Geht aber ein Staatsdiener in seiner Stellung vom Wege des Gesetzes ab und übt seine eigenen Launen oder Einfälle aus, so wird sich sein Landesherr nicht daran kehren, sondern wo er sich nicht befehlen läßt, ihn außer Thätigkeit setzen.

Wir sollten also in Summa, wer und was wir auch sein mögen, die zwei Hauptpunkte immer im Auge behalten:

1) Sind wir in Gottes Hand befindlich als Seine Werkzeuge?

2) Achten wir immer auf Gottes Willen und auf Seine Winke durch die Vorsehung?

Thun wir das, so können wir sicher sein, daß Gottes Segen unser Wirken krönen wird. Der Landmann ist ver-

möge der Jahreszeit und der Witterung nicht immer im Stande, zu ackern, zu säen oder zu erndten. Aber er ist deshalb nicht unthätig, sondern arbeitet drinnen im Hause mancherlei: er drischt, macht oder reparirt Geräthschaften u. s. w. Wenn ein Fischer nicht fischt, so fischt er drinnen und fischt oder reinigt seine Netze.

So hat auch unser HErr und Meister seine verschiedenen Zeiten und Arbeiten.

Wer würde einen Landmann wohl für vernünftig halten, wenn derselbe mitten im Winter bei Frost und Eis pflügen und säen wollte?

Darum also sollen wir bei allem Eifer auch Weisheit lernen, und zu jeder Zeit das thun, was Gottes Absicht durch uns ausrichten will.

Ist Tanzen und Kartenspielen Sünde?

So hört man oftmals fragen. Manche berufen sich darauf, daß es in der Bibel nicht verboten sei. Denen könnte man antworten: es ist aber auch nicht geboten; folglich bleibt die Sache wie sie ist. Oder darf man Alles thun, was in der Bibel nicht verboten ist? Wer möchte wohl die Verantwortlichkeit für eine solche Freiheit auf sich nehmen? Die heilige Schrift sagt uns: „Alles, was ihr thut, mit Worten oder mit Werken, das thut Alles im Namen unsers HErrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch Ihn.“ (Col. 3, 17.) Und: „Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut: so thut es Alles zu Gottes Ehre.“ (1 Kor. 10, 31.) Es läßt sich also fragen, ob die Tänzer und Tänzerinnen, oder Karten- und andere Spieler diese ihre Thätigkeiten im Namen Jesu und zu Gottes Ehre wirklich beginnen und vollenden. Ja möchte die Gesichter sehen, wenn auf einem Ball oder sonstigen Tanz Jemand seine Dame mit den Worten aufforderte: Im Namen Jesu! Und wer es nicht aussprechen wollte, sondern es nur zu denken versuchte: sollte der nicht so

viel richtiges Gefühl haben, daß hier an solchen Orten, bei solchen Bewegungen nichts für den heiligen Namen Jesu und die göttliche Ehre gewonnen wird?

Dennoch müssen wir es dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen, zu sehen, wie viel für sein Seelenheil dabei herauskommt, da es Gott gefallen hat, in Seine Worte selber die Sache mit Still Schweigen zu übergehen. Vielleicht hat Er es gethan, um Seinen Kindern Freiheit zu lassen, um zu sehen, wie sie dieselbe anzuwenden wissen. Manche wollen es als eine nützliche Leibesübung ansehen. Aber hierauf giebt der Apostel Paulus eine vortreffliche Antwort: „Die leibliche Übung ist wenig nütze; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens (1. Tim. 4, 8). Man sagt, das Tanzen sei zur Kräftigung der Gesundheit nützlich und sehr zu empfehlen; doch lehrt es die tägliche Erfahrung, daß sich mehr Leute krank und zu Tode tanzen, als gesund und lebendig. Auch würde es vielleicht nicht schwer fallen, den Beweis zu führen, daß weit mehr Leute durch das Tanzen und Spielen lüderlich und lasterhaft werden, als fromm und gottesfürchtig.

Indeß, anstatt aller eigenen Reasonements, wollen wir lieber einige Beispiele vorführen.

In einer Gesellschaft setzte sich ein Geistlicher, der dem modernen Weltgeiste huldigte, nach aufgehobener Tafel bald mit an den Kartentisch. Ein mitanwesender frommer Edelmann empfahl sich, Geschäfte halber; aber der Prediger rief: Wie, gnädiger Herr, wollen Sie nicht eine Partie mit uns machen? Der Edelmann antwortete: Mir, Herr Pfarrer, würde es vielleicht Niemand verdenken, wenn ich Karten spielte; aber bei Ihnen ist's ein Wunder. Der Geistliche antwortete: Eine jede Sache kann recht gebraucht, auch gemißbraucht werden. Nun entgegnete der Erstere, so zeigen Sie mir gefälligst doch einmal den rechten Gebrauch des Kartenspiels. Jetzt begann eine schwül-

stige Abhandlung, aus welcher man jedoch nicht recht klug werden konnte. Da dem Edelmann indeß die Zeit zu lang währte, empfahl er sich nochmals und ging, ohne das Ende der gelehrten Rede abzuwarten.

Ein anderes Beispiel. Der Hofprediger K. hatte einst ein sehr angesehenes Brautpaar getrauet und war denn auch nebst seiner Frau mit zum Hochzeitsmahle geladen. Nach aufgehobener Tafel muthete man ihm die Ehre zu, durch den ersten Tanz den Ball zu eröffnen. Ich kann nicht tanzen, sagte der Hofprediger, ich habe es nie gelernt und nie getanzt. Das Zudringen, Bitten und Bestürmen wurde aber so heftig, daß er endlich halb in Verzweiflung sagte: Nun denn, soll es mit Gewalt sein, so will ich es thun, so gut ich kann. Aber dann müssen die Musikanten auch mein Lieblingsstück aufspielen. Ja, ja! Recht so! Das ist ja billig und schön! hieß es. Darauf nahm er ernsthaft seine Frau beim Arme und rief: Musikanten, ich verlange, daß Ihr mir jetzt die Melodie spielt: „Nun lob' mein' Seel' den Herrn etc.“ Dies geschah; während dessen führte er seine Frau langsam im Saale auf und ab, indem er mit frohem Herzen und kräftiger Stimme dies schöne Lied dazu sang, bis zu Ende. Als er geendet hatte, sagte er: So; nun, meine Herrschaften, habe ich auf Ihr Verlangen nach meiner Art getanzt, wie ich es verstehe. Es tanze jetzt auch so, wer will. Die Gäste hatten indeß einen solchen starken Eindruck bekommen, daß sie alle Lust verloren hatten, weder auf diese, noch auf irgend eine andere Manier zu tanzen.

Rührend ist die Geschichte, die sich einmal in der Lausitz zugetragen hat. In der Zeit des siebenjährigen Krieges waren in ein Dorf die Feinde gedrungen, hatten die Häuser geplündert, und nachdem sie das, was sie gebrauchen konnten, mitgenommen, hatten sie den ganzen Ort niedergebrannt.

Da stand der alte Pfarrer des Orts, sein Weib war längst entschlafen, mit seinem zwölfjährigen Sohne vor seinem brennenden Hause und warf mit ernstem Auge und gefalteten Händen einen Blick nach dem Grabe seiner Habe: der Knabe, erst schluchzend neben ihm, war plötzlich verschwunden. Dieser Umstand bringt den Vater aus seiner festen Stellung und Stimmung, er läuft hin und her, drängt sich durch die Massen, fordert Freunde auf, sein Kind zu suchen, beschwört die Umstehenden, lieber Hab und Gut in Asche sinken zu lassen, nur daß sein Sohn lebe; — siehe, da springt plötzlich der Knabe wie von Engeln getragen, ein Packet gefaßt mit beiden Händen, aus dem brennenden Hause, das wie dumper Donnerschlag prasselnd hinter ihm zusammenstürzt. Mit verengten Kleidern und Haaren kommt er athemlos zum jammernden Vater, dem die Freude die Stimme erstickt, der nur zu Umarmungen, nicht zu Vorwürfen Zeit hat. Die Menge umdrängt die rührende Gruppe und fragt und forschet, bis der Knabe endlich die Worte stammelt: „Aber, Väterchen, sei nur nicht böse, daß ich dir solche Unruhe gemacht; als ich mit dir vor unserm brennenden Hause stand, da fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele; Eins, dachte ich, mußt du retten, mag's kosten, was es will. Das schöne Geburtstagsgeschenk war ja auf dem Tische liegen geblieben, weißt du, Vater, das Buch, aus dem ich dir gestern Abend noch den aufgegebenen Spruch her sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Denn so du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du durch's Feuer gehest, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden.“ Sieh, Vater, daran dacht ich, und darum wagt' ich's. Hier ist das Buch!“ — und damit wickelte er aus einem Tuch seine Bibel! Nun, Geliebte, denkt euch noch den alten

Vater mit einem: „Gelobt sei Gott!“ und bei der umstehenden Menge kein Auge thränenleer, so habt ihr die Vollendung dieser ergreifenden Scene; damit aber auch die Anfrage an euch: Würdet auch ihr um eure Bibel so Großes wagen?

Aussprüche über den Werth der Bibel.

(Fortsetzung u. Schluß.)

So spricht Luther: „Sobald ich einen Psalm oder Spruch der Schrift vor mich nehme, so leuchtet und brennt er in's Herz, daß ich andern Muth und Sinn gewinne. Es ist nichts Höheres, weder im Himmel noch auf Erden, als Gottes Wort, welches auch wie Gott selber ist. Es liegt darinnen verborgen die höchste Weisheit im Himmel und auf Erden. Wer es recht ergreift und wenn es schmeckt, der wird leicht nicht davon abfallen, sondern darauf denken, daß er es je länger je lieber fasse. Gottes Wort ist ein Blümlein, das heißt: je länger je lieber. Die heilige Schrift ist heller als ihre Ausleger, die Dunkelheit liegt im Menschen, indem nur diejenigen die Schrift verstehen, welche den heiligen Geist haben. Kannst du es nicht verstehen, so zersch den Hut vor ihm ab. Es leidet keinen Schimpf noch menschliche Deutung, sondern es ist lauter Ernst da und will geehret sein.“

Calvin sagt: „Lies den Demosthenes oder Cicero, Plato oder Aristoteles oder welche du willst aus der großen Menge der Alten: sie werden dich anziehen, ergözen, bewegen, hinreißen; aber wenn du dich von ihnen weg zur Bibel wendest, so wird sie dich, du magst wollen oder nicht, so lebendig ergreifen, dein Herz so durchbringen, dir so in's innerste Mark einschneiden, daß vor der Wirkung ihres Sinnes die Kraft der Rhetoren und Philosophen fast verschwindet, so daß es bald klar wird, daß die heiligen Schriften etwas Göttliches athmen, das alle Gaben und

Talente des menschlichen Geistes weit übertrifft."

König Gustav Wasa von Schweden schrieb an seinen Sohn Johann: „Es ist gut, daß du von der Schrift der Alten lernst und siehst, wie die Welt in jener Zeit ist regiert worden. Aber setze solche Schrift nicht vor Gottes Wort: in diesem befindet sich die rechte Unterweisung, hier lernt man die vernünftigste Sittenlehre und die beste Regierungskunst.“

Der schwedische Reichskanzler Graf Drenskierna sagt: „Ich habe viel in der Welt erfahren und manche vergnügte Stunde gehabt; aber die Kunst, recht froh und glücklich zu leben, verstehe ich erst jetzt, seit ich dies herrliche Buch, die Bibel, studire und die Bibel Gottes in meinem Herzen erkannt habe.“

Der berühmte Prediger und Dichter Herder sagt: „Kein Buch in der Welt liebt sich gut ohne innere Lust und Freude. Wie ein Kind die Stimme seines Vaters, wie der Geliebte die Stimme seiner Braut, so sollen wir Gottes Stimme in der Schrift hören und den Laut der Ewigkeit vernehmen, der in ihr tönt.“

Der berühmte Schriftsteller Johann Georg Müller sagt: „Die Summe der ganzen heiligen Schrift, der darin beschriebenen Geschichte und aller poetischen und prophetischen Anwendungen derselben ist die Wahrheit, die in tausend Gestalten auf allen Seiten ausgedrückt ist: „Gott mit uns; siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“ Sie ist eine Geschichte Gottes nach der Ansicht der Menschen, und eine Geschichte der Menschen nach der Ansicht Gottes.“

Einige Einwürfe gegen die heil. Schrift.

Es sind vornehmlich drei Wissenschaft-

ten, welche glauben die Aufgabe zu haben, gegen die Göttlichkeit der heil. Schrift zu Felde zu ziehen: die Geologie, die Astronomie und die Physiologie. Die Geologie oder ~~Entstehungs~~ Bildungslehre zweifelt an der Entstehung der Werke der Schöpfung in 6 Schöpfungstagen: Es wird behauptet, daß die Erde eine weit längere Bildungsperiode gebraucht hätte, um in ihren jetzigen Zustand gekommen zu sein, als 6 Tage. Selbst dann, wenn ein Tag zu 1000 Jahren gerechnet werde, so reichten sie nicht aus; es hätten vielmehr viele Jahrtausende dazu gehört.

In der Regel ist es aber so, daß bei diesen Behauptungen die Schöpfungsthat des persönlichen Gottes überhaupt geleugnet wird. Der sogenannte Pantheismus hält nämlich dafür, daß die Welt sich aus sich selber entwickelt habe, und daß Gott und die Welt ein und dasselbe ist: Gott ist die Welt. Einen größeren Blödsinn kann es aber kaum geben. Es gerade dasselbe als wenn wir behaupten wollten, daß ein Haus nach und nach sich aus sich selbst gebildet hat, und daß das Haus auch selbst sein Zimmermeister oder Maurermeister sei. Wir wollen nun versuchen, auf alle verschiedenen Einwürfe in den nächsten Nrn. zu antworten.

(Fortf. folgt.)

Zur Beachtung.

Verminderung der Bedürfnisse sollte wohl das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen und wozu man sie zu stärken suchen mußte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher, ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Postauslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 3.

H a m b u r g.

Monat März 1875.

Hiob und seine Freunde.

(Schluß.)

Die drei Freunde Hiobs beifern sich abwechselnd, denselben zurecht zu weisen, und ihn durch ihre langathmigen Reden der Weisheit zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er sein Elend durch seiner Sünden Schuld sich selbst zugezogen habe.

Hiob dagegen sucht sich seinerseits zu rechtfertigen und zu beweisen, daß seine Leiden unverschuldet und die Angriffe seiner Freunde ungerecht sind.

Von beiden Seiten enthalten diese Reden viele kostbare Wahrheiten, aber auch viel Thorheit, und die Wahrheit wird oft in verkehrter Weise zur Anwendung gebracht.

Wer sind nun aber eigentlich jene drei Freunde Hiobs? Wir haben schon in der vorigen Nr. angedeutet, daß sie eine vorbildliche Beziehung haben zu drei Hauptcharakteren, welche sich in der Gesamtkirche finden, und die jeder nach seiner Art bemüht sind, der leidenden Kirche durch allerlei Vorschläge, kluge Anschläge, Urtheile zuzuhelfen; wobei man aber immer in derselben Weise, wie jene, von dem Standpunkte aus die Sache betrachtet, daß die Schuld an dem leidenden Theile selber liege; das Recept heißt:

„Du sollst vollkommen sein, und kein Uebel würde sich dir nahen können.“

So etwa mögen die beiden vorübergehenden, Priester und Levit, von dem Geschlagenen und von Mördern Ausgeplünderten auch gedacht haben: Warum ist der Mann dahin gegangen wo Räuber und Mörder sind? Und warum hat er sich schlagen lassen? Es ist ihm ganz recht geschehen!

Der barmherzige Samariter dachte anders; der hielt sich nicht auf bei solchen Moralpredigten, wie Hiobs drei Freunde sie hielten; er sah kaum die schmerzhaften Wunden des armen Mannes, so trat er tief gerührt hinzu, verband sie und goß Del und Wein hinein, hob ihn auf sein Thier, führte ihn in eine Herberge und pflegte seiner.

Diese Pflege half dem armen Verwundeten mehr, als wenn der Samariter ihr einen 4 Stunden langen moralischen Vortrag gehalten hätte, so schön wie Engelscharfen.

Die drei Freunde Hiobs hießen: Eliphas von Theman, Bildad von Sua oder Schuach (im Hebräischen) und Zophar oder Tiophar von Nabama.

Blicken wir auf die Bedeutung der Namen. Eliphas wird übersetzt: „Das Gold ist Gottes;“ Gold ist ein

Symbol der Wahrheit, hier also „die göttliche Wahrheit.“ Es ist unter diesem Eliphas demnach der Charakter derjenigen Kirchenpartei zu verstehen, welche von sich behauptet, an Gottes Statt die göttliche Wahrheit oder Gottes Willen zu offenbaren. Diesen Anspruch hat von jeher die römisch-katholische Kirche gemacht, in dem Papstthum den unfehlbaren göttlichen Willen zu offenbaren; ebenso in den Concilien-Beschlüssen. Er wird aber genannt Eliphas von Theman. Im 1. Buch Mose 36, 4 u. 15 wird ein Eliphas, der erstgeborene Sohn Esaus, genannt. Dieser Eliphas baute eine Stadt, welche er nach dem Namen seines erstgeborenen Sohnes Theman nannte. Diese Stadt Theman wählte er zu seinem Wohnorte. Darum ist es fast gewiß anzunehmen, daß dieser der also genannte Eliphas von Theman ist, welcher als der Erste der 3 Freunde Hiobs aufgeführt wird. Da nun ferner die römische Kirche den Anspruch macht, als älteste Kirche das Erstgeburtsrecht zu haben, so stimmt das auch damit überein, daß Eliphas der Erstgeborene des Esau oder Edom ist. Theman wird übersezt „Südwind, auch Mittagsland.“ Die Südwinde sind im Orient bekannt als heiße Sturzwinde, welche Alles versengen u. verzehren. Dieser Südwind ist auch bekannt unter dem Namen „Samum“, welcher nicht bloß heiß und versengend sondern auch häufig giftig ist.

Auch dieser Umstand deutet auf eine charakteristische Eigenschaft hin, wodurch sich die römische Kirche in ihrem Verkehrungsgeiste und inquisitorischen Jesuitismus ausgezeichnet hat. Dieser Geist wirkt Tod und Verderben, gleich wie jener giftige Wüstenwind.

Gleich dem Rath und der Belehrung des Eliphas von Theman klingt auch die selbstgerechte Zurechtweisung aus dem Katholicismus für die Zustände der leidenden Kirche, besonders wenn andere Confessionen gemeint sind. Sogar rühmt sich Eliphas der Kraft seines Fluchens. Cap. 5, 1—6 heißt es nach

der richtigeren Uebersetzung: „Rufe doch, ist Jemand der dir antwortet, und zu wem der Heiligen willst du dich wenden?“ (Hier ist sogar eine Anspielung auf die römische Anrufung der Heiligen.) Weiter heißt es: „Ja, den Thoren erwürgt Unmuth, und den Albernem tödtet Eifer. Ich sah einen Thoren wurzeln, aber ich fluchte seiner Wohnung bald. (Hier sind die päpstlichen Bannflüche vorgebildet. Unser Heiland sagt: Segnet, und fluchet nicht.) Eliphas sagt weiter, indem er nun die Wirkung seines Fluchens rühmt: „Fern sind seine Kinder vom Heil, unterdrückt im Thore, (d. h. vor Gericht) und Keiner rettet. Seine Ernte isset der Hungerige, bis aus den Dornen rafft er sie weg und es schlürzen die Durstigen sein Gut. Denn nicht aus der Erde geht Unheil hervor, und aus dem Boden nicht sproßet Ungemach; denn zum Ungemach ist der Mensch geboren, so wie des Blitzes Söhne sich schwingen zum Fluge.“ Sowie hier Eliphas redet, so ist die Sprache des Papstthums; es wird behauptet, daß, sowie des Blitzes Söhne fliegen, d. h. die Bannflüche (oder Bannstrahlen,) so kommt Ungemach und Unheil über die Verfluchten. Die Kirche allein hat das Alles in der Hand.

Vieles ist im Katholicismus auch wahr geworden aber die Kirche spielte dann auch zugleich den Ercentor. Die Kinder der Verbannten wurden unterdrückt im Thore oder vor Gericht und fanden keine Verteidiger; warum? Weil die Kirche es verboten hatte; denn auch die weltlichen Richter standen unter ihrer Gewalt. Die Ernte der vom Papstthum Verfluchten essen die Hungerigen, und Durstigen schlürzen ihr Gut. Wer denkt da nicht an das Conscience der Güter derer, welche Ketzer genannt wurden. Wenn die Kirche es so macht, dann kann sie leicht rühmen von ihrer wirksamen Bannfluchskraft. Wenn sich jetzt aber keine weltliche Obrigkeit mehr dazu hergiebt, ihren Arm zur Vollstreckung solcher

gottlosen Flüche herzuliehn, vielmehr dergleichen nicht mehr duldet im Lande, so wird jener falsche Ruhm kraftlos. Spr. Sal. 26, 2 heißt es vielmehr: „Wie ein Vogel dahin fährt und eine Schwalbe fliehet, also ein unvernünftiger Fluch trifft nicht.“

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Freunde Hiobs so werden wir finden, daß seine Reden und Rathschläge nicht besser sind, so schön und weise sie auch klingen, ja so manche schöne Wahrheit sie auch enthalten mögen.

Er heißt: Bildad von Schuach. Bildad heißt soviel als abgejondert, allein. Im zehnten Jahrhundert spaltete sich förmlich und thatsächlich die Kirche in zwei große Theile, und weil sich der morgenländische oder griechische Theil dem römischen Stuhle nicht mehr unterwerfen wollte, so sonderte derselbe sich ab von der abendländischen Kirche und bildete für sich allein eine Kirche, die sog. griechische oder orientalische Kirche.

In den Hauptgrundlehren blieb sie der römischen gleich. Allein in einem Stück unterscheidet sie sich doch wesentlich von der römischen Kirche. Während Letztere als Hauptcharakterzug eine fortgesetzte Offenbarung im Papstthum und in den Concilien behauptet, so daß fortwährend neue Dogmen und Einrichtungen möglich sind, hat die morgenländische Kirche jeden Fortschritt auf diesem Gebiete verweigert; sie hat mit den alten Dogmen wie mit dem gottessdienstlichen Cultus fast gänzlich abgeschlossen, so daß jeder Fortschritt in Glaubenssachen gänzlich unterdrückt wird.

In dem großen russischen Reiche, wo die oberste Kirchengewalt in den Händen des weltlichen Herrschers liegt, wird jeder Ueberschritt von der griechischen Nationalkirche zu einer anderen Kirchengemeinschaft, wo nicht mit dem Tode, doch mit Verbannung nach Sibirien bestraft.

Hierdurch werden wir nun auf die Bedeutung des Zusatzes geführt: „von

Schuach,“ Bildad von Schuach; denn Schuach heißt soviel als Niederdrückung, nämlich Niederdrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche dort gänzlich fehlt. So wie die alten Formeln einmal lauten, so müssen sie festgehalten werden, ohne jegliche freie Forschung.

Was hat nun der geistliche Bildad von Schuach der leidenden Kirche zu ihrer Aufhilfe anzuempfehlen? Natürlich nichts als den todtten Orthodorum, eine todtte Buchstabengläubigkeit, eine Reaction bis in die frühesten Jahrhunderte der orientalischen Kirche. Darum fängt er auch gleich in seiner ersten Rede (Cap. 8, 8—10) an, die uralten Väter zu empfehlen: „Frage die vorigen Geschlechter, und nimm dir vor, zu forschen ihre Väter. (Denn wir sind von gestern her und wissen nichts, unser Leben ist ein Schatten auf Erden.)

Sie werden dichs lehren und dir sagen, und ihre Rede aus ihrem Herzen hervorbringen.“

Klingt das nicht gerade, als wenn nur die Väter der alten Zeit allein den Geist Gottes und göttliches Leben in sich gehabt hätten und alle späteren Geschlechter hätten nichts zu thun, als ihre gedankenlosen Nachbeter zu sein? Wo bleibt da der Glaube an den auferstandenen Christus, welcher der Kirche verheißt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Er ist derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit.

Derselbe Geist Bildad's von Schuach findet sich stellenweise aber auch im Protestantismus: denn auch da findet sich ein einbalsamirter todtter Orthodorum, welcher zwar nicht bis auf das alte orientalische Zeitalter zurückgreift, sondern nur bis auf die Reformatoren und die symbolischen Bücher.

Christus der Lebendige, der Auferstandene hat in jedem Zeitalter in Seiner Kirche die erforderlichen Werkzeuge und Kräfte, welche dem Bedürfnisse der Zeit nöthig sind. Die alten Väter waren gut zu ihren Zeiten und

haben ihr laures Tagewerk vollbracht; in unseren Tagen würden sie mit ihren dormaligen Ausrüstungen nicht ausreichen, weil unsere Zeiten anders und die Schäden in der Kirche wesentlich anders sind. Haben wir keine andere Waffen, als ihre Schriften neu aufzulegen, und ihre Redensarten nachzubeten, so können wir mit gleichem Recht auch die Waffen der alten Kriegsvölker in's Treffen führen. Aber was würden unsere deutschen Feldherren wohl gesagt haben, wenn man ihnen zugemuthet haben würde, nach alter frommer Sitte mit Blitzbogen gegen feindliche Bomben, Kanonen und Kugelspritzen und Kartätschen anzukämpfen? wenn man früher auch mit solchen Waffen gekämpft hat, so wäre es doch Thorheit, sie heute wieder einzuführen, obgleich den alten Kämpfern der Ruhm nicht damit beschädigt wird.

Doch es harret noch der dritte Freund Hiobs: Zophar (Tzophar) von Nahama.

Zophar heißt so viel als Eilfertigkeit, Flug; Nahama: Lieblichkeit oder Anmuth.

Blicken wir auf den Inhalt der Reden, welche Zophar vorbringt, so ist es auffallend, daß er fortwährend eifert gegen die Gottlosigkeit, die sich in Hiobs Hütte finden müsse. Er sagt Cap. 11, 14 zc. wenn du die Untugend, die in deiner Hand ist, hättest ferne von dir gethan, daß in deiner Hütte kein Unrecht bliebe: so möchtest du dein Antlitz aufheben u. s. w. Es ist nicht schwer, in diesem Zophar das Vorbild des Protestantismus zu erblicken, welcher seine ganze Kraft daran gesetzt hat, der mit Krankheit beladenen Kirche aufzuhelfen. Was ist der Hauptinhalt im Munde des Protestantismus gegenüber dem Katholicismus? Meistens nur die Aufdeckung aller möglichen Schäden; ja sogar noch manches Gute, was noch wirklich vorhanden ist, wird noch zur Sünde gemacht. Auch Cap. 20, 15—29 wird auf Verschlingen von Gütern angespielt, welche ungerechter Weise erwor-

ben und wieder geraubt werden würden. Dieser ganze Passus scheint auf die Kirchengüter zu deuten. Wie oben gesagt, bedeutet der Name Zophar Eilfertigkeit oder Flug. Betrachten wir den Protestantismus in seinem Anfang und Fortgang, so muß man gestehen, daß er mit der Geschwindigkeit eines fliegenden Vogels sich ausgebreitet hat. Die damals eben in Gang gebrachte Erfindung der Buchdruckerkunst unterstützte das Werk dermaßen, daß durch die Verbreitung der gedruckten Bibel und anderer Schriften das Werk in alle Länder sich mit Windesflügeln ausbreiten konnte. Und da es schön war und lieblich, nach tausendjähriger hierarchischer Knechtschaft und Tyrannei sich zu sonnen in der erquickenden evangelischen Freiheit der unverdienten Gnade in Christo, so ist auch damit der Wohnort des Zophar, Nahama (Lieblichkeit, Anmuth) völlig erklärt. Aber trotz alledem kann durch bloßes Aufdecken der Schäden in der Kirche keine Heilung gebracht werden. Nicht der Buchstabe der Predigt, nicht ein Weltmeer voll Bibeln, Neuer Testamente und Erbauungsbücher thut es, sondern der persönliche, lebendige Jesus Christus selber, welcher wirkt durch Seinen lebendigmachenden Geist. Es ist nicht der zerschlagende Zorneseifer, welcher Hülfe bringt, sondern die heilende Liebe.

Wir erkennen aber bald, daß unter dem Zophar nicht das göttliche Element, in dem Protestantismus verstanden ist, sondern der selbstgerechte, todtte Orthodoxismus desselben, das s. g. Stock-Protestantenthum, welches nur stark ist im Verklagen der Brüder und im Niederreißen, aber unfähig zum Aufbauen des Bessern.

Zwischen allen diesen Reden der drei Freunde fühlt sich denn auch Hiob veranlaßt, sich zu rechtfertigen; und da unterbleibt es nicht, daß auch er öfters gereizt und bitter wird.

Was ist überhaupt das Werk aller Kirchenverbesserer? Was thut jede Confession, jede Secte anders, als die

übrigen Partheien in Anlagezustand zu setzen? Werdet wie wir, kommt zu uns, und es wird euch geholfen sein.

Da, mitten hinein tritt plötzlich noch ein vierter Freund des leidenden Hiob, welcher bislang geschwiegen, und auch nicht einmal aufgenannt wurde. Er wurde von den übrigen Dreien vielleicht gar nicht mitgezählt als zurechnungsfähig, weil er noch jugendlich war.

Dieser wird genannt: Elihu, der Sohn Barachel's von Bus aus dem Geschlechte Ram.

Elihu heißt: Gott bleibet wie Er ist; nämlich der Unwandelbare, der Unveränderliche, welcher seine ewigen Rathschlüsse auch mit der Kirche um der Thorheit der Menschen willen nicht ändert, sondern hinausführt. Barachel heißt: Gott segnet. Elihu ist also ein Sohn des göttlichen Segens. Er ist aus dem Geschlechte Ram, d. h. der Hohe, Erhabene. Christus ist der Hohe und zur Rechten Gottes Erhabene, von welchem abstammen alle wahren und treuen Nachfolger und Jünger Christi. Er wird auch genannt ein Busiter; Bus heißt „Verachtung.“ Damit wird ge- deutet auf die Verachtung, welche die Nachfolger Christi vor der Welt genießen, weil sie nicht von der Welt sind.

In dem Elihu erblicken wir also nun noch ein Werk Gottes, welches noch jungen oder jugendlichen Alters ist, und der letzten Zeit angehört und vor der Wiederkunft Christi in unscheinbarer, aber entschiedener Weise auftritt. Er, der Elihu tadelt zwar auch den Hiob um seiner Selbstgerechtigkeit willen. Er preist aber hoch Gottes Gerechtigkeit und Weisheit.

Zuletzt redet Gott selber aus dem Wetter und straft selber die 3 Freunde wie auch den Hiob. Doch Hiob schuldigt sich und thut Buße und wird begnadigt und kommt wieder zu Reichthum und Glück, und in den Besitz von an-

deren Kindern: Sieben Söhne und drei Töchter, gerade wie im Anfang; von allem Vieh aber das doppelte.

Die 3 Freunde werden aber nur begnadigt, weil Hiob für sie bittet. Sie müssen 7 Farren und 7 Widder opfern. Hier erblicken wir die Wiederherstellung eines Gott wohlgefälligen Priestertums und der Diakonie, wie im Anfange.

Sehr bedeutungsvoll sind die Reden vom 32. Capitel an für die Jetztzeit der Kirche Christi.

Gottes Rede aus dem Wetter bezeichnet die Sprache Gottes durch Seine Gerichte, welche Er in der letzten Zeit über die Kirche zu ihrer Läuterung und Reinigung kommen läßt.

Es sind dies Alles nur schwache Fingerzeige, welche aber den erleuchteten Kindern Gottes viel Stoff zum Nachdenken geben werden.

Um des engen Raumes willen müssen wir uns damit hier begnügen.

Ueber einige Einwürfe gegen die heil. Schrift.

(Fortsetzung.)

Die Geologen also, welche die Tiefen der Erde durchwühlten, behaupten, nach den Resultaten ihrer Forschungen kann die Schöpfung der Erde und ihrer Erzeugnisse und Bewohner nicht innerhalb 6 Tagen geschehen sein. Als Grund dafür werden angegeben, daß unten in den verschiedenen Schichten der Erde sich versteinerte Ueberreste von Pflanzen, Bäumen und Thieren befinden, welche einestheils in unserm jetzigen Thier- und Pflanzenreiche nicht mehr existiren, andertheils aber sich schon so tief unter der Oberfläche der Erde befinden, daß hunderte von Jahrtausenden dazu gehört haben müßten, um in diese Erdregion zu gelangen. Abgesehen von allen diesen wunderbaren Fossilien, welche die Erde in der That aufzuweisen hat, tragen die Erdschichten auch noch Spuren an sich, die von

vulkanischen Umgestaltungen des Erdbodens zeugen, welche auf ein hohes Alter hinzudeuten scheinen. Alle diese Resultate der Forschung liegen klar und unleugbar vor Augen. Was aber haben wir hierauf zu erwiedern?

1. Diese Resultate stehen durchaus in keinem Widerspruch mit der Schöpfungsgeschichte, denn sie beweisen nichts gegen die Thatsache, daß Gott die Welt in 6 gewöhnlichen Tagen erschaffen hat. Sollte es wahr sein, daß alle in der Erde sich vorfindenden fossilen Pflanzen- und Thierkörper, sowie alle übrigen Veränderungen des Erdbodens, auf ein höheres als 6000 jähriges Alter zurückweisen, so könnte sich dieser Umstand bloß auf ein älteres Datum des Erdkörpers beziehen, keineswegs aber berührt es im Mindesten die Schöpfungsthat selber. Ein Theil der Naturforscher leugnen nicht nur das Dasein Gottes, sondern demgemäß leugnen sie auch, daß ein persönlicher Gott überhaupt die Welt erschaffen hat; anstatt dessen nehmen sie ihre Zuflucht zu der Hypothese, daß die Erde sammt allen Bewohnern und Erzeugnissen derselben, sich nach und nach aus sich selber entwickelt habe. Diese Lehre trägt den Stempel der Dummheit so offenbar an der eigenen Stirn, daß ein gebildeter Mensch sich schämen muß, darauf zu antworten. Wie kann sich überhaupt etwas entwickeln aus sich selber heraus, was vorher gar nicht existirt? Werden sich z. B. an unsern Füßen jemals von selbst ein Paar neue Stiefel entwickeln, oder ein Rock auf unserm Rücken, wenn wir solchen entbehren? Wird sich ein Haus aus sich selber entwickeln können, wenn auf einem Platze keine Spur davon vorhanden ist? Ja, sagt man, das wohl nicht, aber zur Erde war der Urstoff auch schon vorhanden, und aus demselben hat sich die Sache entwickelt. Gut, dann fahre einen Hausen Erde, Sand, Holz, Stein, Kalk und Ziegel auf einem Platze zusammen und warte, ob sich nach hunderttausend Jahren ein Haus nebst Bewohnern

darans entwickeln wird. — Jeder vernünftige Mensch, welcher einigermaßen nachdenkt, wird gern zugeben, daß fortwährend Entwicklungen und Fortbildungen geschehen; aber eine Entwicklung aus etwas Vorhandenen ist ganz etwas Anderes, als die Hervorbringung von etwas noch nicht Vorhandenen.

In diesen Theorien von Entwicklung liegt nichts weiter als die Leugnung der Schöpfungsthat. Hat aber einmal der allmächtige Gott Himmels und der Erde die Schöpfung wirklich vollbracht, so bleibt es sich doch gleich, ob er 6 gewöhnliche Tage oder 6 Jahrtausende oder 6 Millionen Jahre dazu gebrauchte. Das Eine war Ihm so gut möglich als das Andere.

2. Es steht erfahrungsmäßig mit der gesunden Vernunft im Widerspruche, daß die Schöpfungstage längere Perioden sein könnten, als gewöhnliche Tage, denn die Schöpfungsgeschichte erzählt, daß am 3. Tage Gras, Kraut und Bäume aus der Erde hervorgingen. Was würde nun aus dem ganzen Gewächsreiche geworden sein, wenn der Tag vielleicht nur tausend Jahre gedauert hätte, da erst am 4. Tage Sonne und Mond geschaffen wurden? Jedermann weiß, daß ohne Licht und Wärme kein Gewächs gedeihen kann. Die Schöpfung der Pflanzenwelt würde also ohne Licht und Wärme in Eis und Schnee erstarrt und untergegangen sein, wenn darüber erst sollten Jahrtausende hingegangen sein.

3. Um bestimmt auf eine derartige Zeitdauer schließen zu können, fehlt der Geologie der nothwendige Anhaltspunkt früherer Forschungen. Alle Forschungen dieser Naturwissenschaften sind noch zu jung, um mit Bestimmtheit Rückschlüsse bilden zu können, über das Alter der in der Erde gefundenen fossilen Gegenstände. Was an dergleichen Thieren und Gewächsen jetzt nicht mehr existirt, kann mit Fug und Recht in die Zeit vor der Sündfluth verwiesen werden, wo es nach Gottes weisem Rath untergegangen ist.

4. Es wird behauptet, daß weil

mehr Thier- und Pflanzengattungen vorhanden seien, als biblisch genannt werden. Dieser Einwand mag wahr sein, aber er beweist nichts gegen Gottes Wort; denn einestheils ist die Bibel keine Naturgeschichte, welche ein volles Verzeichniß aller Geschöpfe zu liefern hätte; andernteils aber lehrt die Erfahrung, daß viele Thiergattungen und viele Pflanzen durch Kreuzungen, Vermischungen u. s. w. verändert und vervielfältigt sind. Der Mensch hat es sich in neueren Zeiten sogar zur Aufgabe gemacht, in der Thier- und Pflanzenwelt neue Vastarde künstlich zu erzeugen.

5. Selbst dann, wenn alle Erdschichtbildungen, sowie fossilen Körper in der Erde das angebliche hohe Alter von Jahrtausenden wirklich hätten, so beweist das Alles durchaus gar nichts gegen die Echtheit der Schöpfungsgeschichte der Bibel, da, strenge genommen, in die 6 Schöpfungstage nur das hineingefast wird, was vom 3. Verse an in 1. Mos. 1 erzählt wird. Es wird allerdings von sehr vielen Schriftauslegern der Satz von Vers 1 an: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. w. schon mit zum ersten Schöpfungstage gerechnet, aber beweisen läßt es sich nicht. Deshalb giebt es viele gläubige Forscher auch unter den Theologen, welche sowohl die Schöpfung der Engel, als den Fall Satans und seiner Mitgenossen in eine vorweltliche Periode vor unsern 6 Schöpfungstagen verweisen, welche ebenfalls mit einem Weltgerichte durch Wasser geendet habe. (Siehe die Erläuterungen in v. Meyers Bibel zu Mos. 1, 1—2, sowie die Anmerkungen zu der Uebersetzung der großen Berleburger Bibel.)

Auch der alte Kirchenvater Origenes hat viel darüber geschrieben. Wie gesagt, wir sind aus Gottes Wort nicht im Stande etwas für oder gegen solche Annahme einzuwenden; aber wäre es in der That so, dann allerdings bliebe der Wissenschaft auch nicht

einmal ein Schatten ihrer Scheingründe gegen die Echtheit der moaischen Schöpfungsgeschichte übrig, sondern die Wissenschaft müßte selber der Bibel helfen, den höchsten Triumph der Wahrheit zu feiern. Denn, wäre es richtig, daß jenes Wort „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ nicht den Anfang unserer 6 Schöpfungstage bedeutete, sondern ein hiervon verschiedenes Erschaffen der Erde und des Himmels aus Nichts; wäre es wahr, daß das Wort: „die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe etc.“ ein Weltgericht über eine Vorwelt bedeute, welche einst die Engel bewohnten; dann mögen jene Fossilien in der Erde so alt sein, wie sie wollen, sie beweisen durchaus nichts gegen die Echtheit der heil. Schrift; denn wer würde dann im Stande sein, die Dauer einer solchen Vorwelt zu bestimmen, da jeder Anhaltspunkt dazu uns fehlt. Nur das steht fest, daß in der Erde noch keine Menschen gefunden sind, welche nicht unserer gegenwärtigen Welt-Periode angehört haben und da der Mensch der Beherrscher der jetzigen Erde ist, so gehören auch die übrigen Bewohner derselben mit ihm in ein und dasselbe Zeitalter der Welt.

(Schluß folgt.)

Ein frommes Testament.

Ein etwas curioses Testament hat der Baptistenprediger Hill in Bristol hinterlassen. Nachdem er seine letzten Wünsche betreffs seiner Geld-Angelegenheiten auseinandergesetzt hat, verlangt er die Bezahlung aller seiner billigen Schulden, Leichenbegängniß- und Testamentsausgaben, sobald als es bequem nach seinem Abgange nach dem Himmel geschehen könne, und fährt dann fort: „Da aber dieses mein letztes öffentliches Document sein soll, will ich hier meinen Abscheu gegen alle

religiösen Staats-Institute notiren, die ich als gegen den Geist der heiligen Schrift und seelenverderbend ansehe. Ich habe seit Jahren den König von Zion gebeten, die politisch-ecclesiastischen Institute des bodtischen Reiches zu zertrümmern und ich verlasse die Welt in der vollen Ueberzeugung, daß solche Bitte in kurzer Zeit erfüllt werden muß. Ich dürfte, die Kirche gestürzt zu sehen, die von Menschen errichtet wurde, denn Millionen werden durch sie zum Leeren des bitteren Kelches gebracht. Ich wünsche, daß die ganze Nachwelt wisse, daß William Hill ein gewissenhafter trinitarianischer Baptistengeistlicher gewesen ist und daß er glaubte, daß Kinderbesprengung rühre von Er. satanischen Majestät her und sei der Eckstein des Papstthums und daher die Ursache ungezählter schrecklicher Uebel. Auch diese Täuschung muß zur von Gott bestimmten Zeit verschwinden und die Untertauchung der Gläubigen, wie sie deutlich von dem großen Meister, dem heiligen Geiste und den Aposteln gelehrt wird, eines Tages allgemein triumphiren. Der Himmel", schließt der Gottesmann sein wunderliches Document, "vernichte allen Irrthum, Sünde und den Teufel von der Erde und lasse Wahrheit, Heiligkeit und Christus überall obfliegen. Amen."

(Hamburger Reform.)

In diesem Testamente giebt der fanatische Baptist seine ganze gottlose Kloake aus, die er ohne Zweifel zu verbreiten für seine ganze Lebensaufgabe gehalten hat. Trüb aller Galle ist es den Baptisten noch nicht gelungen, die Besprengung und die Kinder-taufe als unnütz und schriftwidrig darzustellen. Denn Alles, was ihre größten Redner, auch Spurgeon nicht ausgenommen, dagegen aufgebracht haben, ist ganz gelinde gesagt, nur leeres Strohdressen gewesen. Ein solcher Fanatiker aber, wie obiger Baptisten-

prediger Hill, kann noch 10mal 100 Meter tief unter Wasser getaucht werden, so wird ihm dieses doch schwerlich die Augen öffnen über dem Abgrunde an dem er sich befindet. Was die Baptisten am klarsten widerlegt, ist der eigene fadenförmige Begriff ihrer so hoch gerühmten Taufe selbst, weil sie unchristlich und unbiblisches ist. Die Bibel nennt die Taufe das Bad der Wiedergeburt; die Baptisten aber wollen, daß die Wiedergeburt schon vor der Taufe soll geschehen sein.

Demnach ist ihre Taufe nur ein höchst überflüssiger Anhängel ohne alle Wirkung. Unser Heiland spricht zum Nikodemus: Niemand kann in das Reich Gottes eingehen, es sei denn, daß er neu geboren ist aus Wasser und Geist. Unser Heiland hat keine Baptistentaufe befohlen, welche kein Bad der Wiedergeburt ist, sondern höchstens ein gewöhnliches Bad, obgleich die Baptisten ein so großes Geschrei davon machen. Wollen sie aber einwenden, wie junge unmündige Kinder schon einen Bund mit Gott machen können, da sie nichts davon verstehen: so fragen wir zurück: Was verstanden 8 Tage alte Judenknaben von der Beschneidung und ihrer Bedeutung? Und dennoch hatte Gott es befohlen, mit dem achten Tage an ihnen den Bund der Beschneidung zu vollziehen. Außerdem aber ist weder Beschneidung noch Taufe Gegenstand des Verstandes, sondern des Glaubens.

Druckfehler.

In der vorigen N 2 Februar, Seite 16, zweite Spalte, Zeile 6 von oben, muß es heißen: Erdbildungslehre, anstatt Einbildungslehre.

Redaction von H. Geyer. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)
Expeditoren L. Preuß zu Hamburg, Rastfäbter Neue Straße
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zei-
tungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predi-
gers in der Wüste: Bereitet dem Herrn
den Weg, machet auf dem Gefilde eine
ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 4. Hamburg.

Monat April 1875.

verwandelt
Der Gang auf dem Meere.

(Matth. 14, 22—33.)

Das Leben und Wirken unseres Herrn und Heilandes bietet für die Kirche im Ganzen wie für den einzelnen Christen eine fast unbeschreibliche Fülle von lehrreichen und erbaulichen Winken dar, welche fähig sind, gleich milden Lichtstrahlen das Herz zu erwärmen und unsere Schicksale zu beleuchten. Ebenso erkennen wir auch in demselben Lichte die wunderbare Macht und Güte Gottes, welche sich in dem Mensch gewordenen Sohne Gottes und Erlöser offenbart.

Unser Herr hatte wie gewöhnlich bis zum Abend einen bewegten Tag gehabt. Er hatte die fünftausend Mann gespeist, und eben seine Jünger fortgetrieben, im Schiff über den See Genesareth zu fahren; auch das Volk, welches, von dem Wunderwerk noch begeistert, ihn zum Könige machen wollte, hatte er entlassen, um am Abend auf einem Berge sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und im Gebet Sein Herz vor dem Vater auszuschütten.

Ach lieber Leser, nicht wahr, schon bei der bloßen Erinnerung an diesen Berg wird Einem schon so himmlisch wohl; es ist als weheten uns von dort her heilig-balsamische Abendlüfte her-

über, wenn wir uns jene Abend-Andacht unseres Herrn vorstellen. Wir beneiden die einsamen Terebinthen, Cypressen und Delbäume, welche stumme Zuschauer waren, wenn Er zu Seinem Vater redete von Angesicht zu Angesicht. Der Herr hatte Feierstunden, wo Er nur Seine Jünger um sich duldete; Er hatte noch andere, wie z. B. die Verkündigung, wo Er sogar nur die drei vertrautesten der Apostel bei sich duldete; aber jetzt hatte Er Niemand um sich, als den Vater. Oh, wir haben auch wohl keine Vorstellung von solchen einsamen Stunden unsers Herrn. Welcher Sterbliche hat nicht auch bisweilen das Bedürfnis, sich ganz allein zu wissen; sich hinzuschütten in die Einsamkeit, um vor dem Herrn einmal allen äußeren Zwang, den uns die leidige Welt mit ihrer Sitte aufbürdet, abzuschütteln. Ach wie Mancher scheint in der Welt stark, heiter, fröhlich, reich oder wohlhabend; aber vor dem Angesichte Gottes bricht die ganze Gestalt in ihrer Haltung zusammen. Dort ist die Schwachheit und Gebrechlichkeit am Tage, dort alle Armuth enthüllt; aller lästige Zwang fällt ab, gleich schweren Fesseln; ja alle Falten des Angesichts, welche Rücksichten, Sorgen oder Kummer mögen veranlaßt haben, gestalten sich anders

vor Gottes Angesichte, und werden gelöst aus ihren gezwungenen Formen.

Und nun das Herz, wie schmelzt das in der unendlichen Liebe des Vaters zusammen! Oh, da ist Erleichterung; denn jede Bürde ist abgelegt zu Seinen Füßen, die Worte werden zu Strömen, zuletzt versagt die Sprache, sie ist zu arm, aber das Herz redet fort, und heiße Bächelein rinnen die Backen herab. Oh mein Christ, wer wird es wagen, aus diesem Gespräch mit dem Herrn Etwas zu verrathen. Eine reine keusche Seele behält das Alles wie ein Brautgeheimniß des Himmels, und labt sich je und dann, in schweren Stunden, wie an Honigtropfen aus dem Felsen, damit die geistlichen Augen wieder wacker werden, wie beim Jonathan. 1. Sam. 14, 27.

Aber unser Herr hatte auch wohl Seine Gründe, worum er in solchen Gebets-Nächten keine Zeugen um sich duldet. Auch Er hatte Bürden zu tragen, die Ihm schwer wurden, und unter deren Last Er oftmals mag ge-seuszet haben. Man denke nur: es war die Sündenlast und das Verderben der ganzen Welt, welches auf Ihm lastete. Er ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt. Es war die gesammte Noth der Menschenkinder; alle Krankheit und Seuchen der Menschheit, die Gebrechlichkeit unserer gesammten verderbten Natur, welche Er, der Unbefleckte und Heilige zu tragen hatte, und sie trug in den Tagen Seiner Niedrigkeit. Umsonst heißt es nicht von Ihm, daß Er mit starkem Geschrei vor Gott Thränen geopfert hat! Wer von uns würde dies Sein Geschrei vor Gott wohl haben aus-halten können? Wie muß da oft dieser Träger aller Last, wenn Er sich vor Seinem Vater allein wußte, ge-seuszet und gerungen haben! Was würden unsere Ohren da Alles vernommen haben! Gewiß wir wären zu schwach gewesen, das zu ertragen. Jeder, der Bürden zu tragen hat, mag urtheilen, ob er es den Seinigen zu-müthen kann, alle Bürden zu tragen,

oder ob sie auch nur ein Verständniß davon haben. Der König, der Priester, der Hausvater; der Herr und der Diener; die Frau und die Magd, Alle haben ihre Bürden für sich; möchten aber alle lernen von unserm Herrn und Heilande, im Verborgenen ihr Herz sammt aller Last, die da drückt, vor Gott zu bringen. Er allein versteht das Herz und hilft die Bürden tragen. Ihm sollen wir auch danken und Ihn loben in der Stille, für seine verborgene Güte, und wir werden gesegnet von Seinem Angesichte hinausgehen. Ach wie gar anders ist es dann, wenn man mit Gott geredet hat. Glänzte doch Moses Angesicht, wenn Er vom Herrn herauskam, also daß Er mußte eine Decke vor dasselbe hüllen, weil das Volk sich fürchtete vor der Klarheit seines Angesichts. Jede Falte, die der Kummer und die Sorgen gleich Furchen in unserm Angesichte gezogen haben, wird im verborgenen Gebets-Umgange mit dem Herrn verklärt werden, und neu gestärkt werden wir in unserm Berufe wieder wirken können. Doch wir kehren zurück zu unserer Erzählung.

Da es nun vollends Abend geworden war, war Er, d. h. Jesus, allein daselbst (nämlich auf dem Berge), das Schiff aber befand sich schon mitten auf dem See, und zwar von den Wogen bedrängt, denn der Wind war ihm entgegen. Doch um die vierte Nachtwache, welche von Morgens 3 bis 6 Uhr dauerte, ging Jesus zu ihnen hin-ab, dahin schreitend über das Meer. Wunderbarer Gang! Die Vernunft kommt dabri in Verlegenheit. Wie kann das möglich sein, da die Natur des Wassers die Fußtritte eines Menschen nicht trägt? Ja, das eben ist die Frage, welche der ungläubige Zweifler schon immer hat erörtern wollen, um sie natürlich zu erklären; hat aber nichts als wüsten Unsinn herausgebracht. Ein Wunderwerk ist ein solches Werk, welches nicht mit dem Verstande erklärt, sondern nur mit dem Glauben erfasst werden kann. Die Wunder, so wie

der Glaube selbst, sind ein Geheimniß; ja der Glaube an und für sich ist selbst ein Wunder Gottes, welches Er allein in dem Menschen wirkt durch Seinen Geist. Der Glaube ist sehr verschiedener Art: der seligmachende Glaube, welcher Wunder und Zeichen wirkt; wiederum giebt es einen Glauben, welcher thätig ist im Gebet, um auf Grund der göttlichen Verheißungen die Erhörnung zu empfangen. Ja man kann sagen, daß alle göttlichen Gnadenwirkungen den Glauben des Menschen zur Unterlage verlangen. Wunderwerke sind nicht Thaten der Menschen, sondern göttliche Thaten, gewirkt durch den heiligen Geist, wobei der Mensch für einen Augenblick göttliche Vollmacht hat, Theil zu nehmen an der Macht Gottes. Petrus (Apgsch. 3, 12 u.) antwortete den Juden, als der Lahme an der Thür des Tempels gesund geworden war: Ihr Männer von Israel, was wundert ihr euch über diesen? Oder was sehet ihr auf uns als hätten wir durch unsere Kraft ihn wandelnd gemacht? Vielmehr hat ihm der Glaube an den Namen Jesu, den der Herr selber in ihm gewirkt hat, diese Gesundheit gegeben. Es findet sich leider Über-glauben genug; aber wo ist der wahre Glaube, welcher fähig ist, Wunder und mitfolgende Zeichen zu erfahren und zu wirken? Es sind zwei Uebel vornehmlich, welche in der Kirche die göttlichen und außerordentlichen Gnaden-Erweisungen aufhalten: die Bergötterung der Personen, welche als Werkzeuge dienen, und der flügelnde Verstand, welcher Alles auf natürlichem Wege begreifen und verstehen will, um zu erforschen wie Alles zu-geht. Beide rauben Gott die Ehre. Dieses letztere Uebel findet sich vor-zugsweise in dem Protestantismus, welcher schon nach seinem Prinzip ge-wissermaßen einem Instinkte folgt, Alles Uebernatürliche durch die Pre-digt erklären zu wollen. Dabei ist man folgerichtig auf den Weg des

Rationalismus gerathen, welcher nichts glauben will, was der Verstand nicht begreifen kann; als ob das Begreifbare überhaupt noch geglaubt zu werden brauchte. Daß ein solches Geschlecht keine übernatürliche Thaten weder zu wirken noch zu erkennen vermag, liegt auf der Hand.

Mysterien oder Geheimnisse sind und bleiben nun einmal unerforschlich. Nicht einmal die natürlichen Geheimnisse kann der Verstand erforschen. Suche und wühle in dem Kern einer Frucht herum, in dem Samenkorn irgend einer Pflanze, um den Baum zu finden; zerlege einen Menschen in lauter Stücken um die Lebenskraft, oder die Seele, oder irgend welche Ursache des Lebens zu finden: Niemand wird Etwas entdecken; hat aber einmal Jemand dies innere Heiligthum der Natur beschaut, und untersucht mit seinem thörichtesten Vorwitz, dann wird der Kern und das Saamenkorn und der Mensch auch fortan untüchtig sein, wieder fort-zuwirken, das Leben ist entflohen, weil es in seinem geheimnißvollen Sitze zerstört ist. Diese Forscher, die sich so weise dünken, sind den kleinen Kindern gleich, welche eine unüberstehliche Neigung haben, ihre Spielzeuge inwendig zu besehen, wobei sie dieselben aber dann zertrümmern.

Die Bergötterung der Wunderthäter ist vorzugsweise im Katholicismus zu Hause.

Christus also ging wirklich auf dem Spiegel des Meeres, wir können nicht daran zweifeln, und zwar darf man annehmen, daß Er auch diese That verrichtete durch den Glauben an die Macht und Wirksamkeit Gottes des Vaters. Er selbst sagt deutlich, daß Er die Werke des Vaters wirkte. Er bedurfte es nicht, hier in Seiner allmächtigen Gottheit zu wirken; er verleugnete sich ja selbst und erdient in der Niedrigkeit als ein Mensch ob-gleich er immer Gott und Mensch blieb. Es haben ja viele Menschen Wunder gewirkt; sollte man sie darum für Götter halten. Aber der Herr sagte:

Wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfforn, und sprecht zu diesem Berge: hebe dich, und wirf dich in's Meer: so wird es geschehen.
(Schluß folgt).

Ueber einige Einwürfe gegen die heil. Schrift.

(Schluß.)

Nachdem nun die Geologie fertig ist mit ihren Einwürfen, kommt auch die Astronomie oder Sternkunde und will ebenfalls beweisen, daß die Welt älter sein müsse als 6000 Jahre. Diese Sache verhält sich so. Aus der Naturlehre ist bekannt, daß z. B. irgend ein Schall auch eine bestimmte Zeit gebraucht, um von einem entfernten Orte zu uns zu gelangen. Sehen wir z. B. in der Ferne ein Schießgewehr abfeuern, so hören wir im Augenblick des Blickes noch keinen Knall, aber er dringt an unser Ohr vielleicht nach einer Sekunde. So ist es auch mit dem Lichte; auch der Lichtstrahl braucht einen verhältnißmäßigen Zeitraum, um bis an unser Auge zu gelangen. Es wird behauptet, daß die uns zunächst stehenden Sterne 8—12 Jahre gebrauchten, um unserm Auge auf der Erde sichtbar zu werden. Die Sterne zwölfter Größe erst nach 4 Jahrtausenden, die Sterne der sog. Milchstraße am Himmel hätten dagegen Millionen von Erdenjahren gebraucht, bis ihr Schein auf Erden würde sichtbar geworden sein; es sei also hieraus ganz klar, daß wir diese entfernte Sternwelt noch gar nicht würden sehen können, wenn die Welt nicht älter sei, als 6000 Jahre; also folglich würde die Bibel keinen Glauben verdienen.

Wir antworten hierauf, daß wir trotzdem bei unserer Schöpfungsgeschichte festhalten; denn wenn Gott einmal für die Erde Himmelslichter erschaffen hat, so wäre es gegen die Weisheit Gottes gewesen, wenn Er die Erden-

bewohner Millionen Jahre lang wollte erst in Dunkelheit und Kälte sitzen lassen, bis auf natürlicher Reise die Lichtstrahlen mit ihrer Wärme zu uns gelangt wären. Hat Gott einmal das gekonnt, die Sternen- und Sonnenkörper zu schaffen, dann hat Er auch mit Eins den Strahl derselben bis zur Erde herabgeschickt. Auf Sein Allmachtswort: Es werde! mußte auch sofort der Lichtstrahl sich dem Auge der Erdenbewohner zeigen. Die Wissenschaft kann jenen Scheinkreis nur geltend machen, indem sie überhaupt leugnet, daß Gott die Himmelskörper erschaffen habe. Wir wollen die Anwendung hiervon zugleich auf den Menschen machen.

Als Gott Adam und Eva schuf, da schuf er sie gleich in ihrem mannbaren Alter, nicht als kleine Kinder, welche erst so und so viele Jahre hätten zu ihrer Entwicklung gebraucht, um Nachkommen zu zeugen oder sprechen zu lernen: So gut nun also, wie dies geschehen ist, und das Paradies gleich reife Früchte bot, ohne erst wachsen zu müssen, weil die ersten Eltern doch sofort essen mußten, ebenso gut ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß bei keinem Stück der Schöpfung erst eine allmätige Entwicklung nötig war, sondern Alles war gleich vollkommen fix und fertig.

Was die Astronomie gegen die biblische Schöpfungsgeschichte einzuwenden hat, scheint zwar eine sehr scharfe Waffe gegen dieselbe zu sein, daß nämlich die Sterne der zwölften Größe wegen ihrer großen Entfernung erst nach 4 Tausend Jahren den Erdbewohnern hätten sichtbar werden können, und die Sternmassen der s. g. Milchstraße sogar erst nach Millionen von Erdenjahren, weil auch das Licht ebenso wie der Schall seine bestimmte Zeit gebrauche um in unser Auge zu gelangen. Angestellte Beobachtungen haben gezeigt, daß das Licht der Himmelskörper in einer Sekunde 42 tausend Meilen durchheilt, so daß die Sonne zur Sendung ihrer Lichtstrahlen 8

Minuten dreizehn Sekunden bis zur Erde gebraucht.

Wir können um diese Naturgesetze, wenn sie gegründet sind, nicht streiten bleiben aber einfach dabei stehen, daß sie nichts gegen die biblische Schöpfungsgeschichte beweisen. Hat der allmächtige Gott einmal die Welt sammt allen Weltkörpern geschaffen, so wäre es gegen Gottes Weisheit, wenn Er Lichter am Firmamente geschaffen hätte, welche uns erst nach vielen Jahrtausenden, oder gar nach Millionen von Jahren sichtbar werden könnten. Es wäre etwa so, als wenn wir Abends einen Brief schreiben, oder irgend eine Beschäftigung vornehmen wollten, wobei wir Licht brauchen, und Einer sagte dann zu uns, warte einen Augenblick, ich werde schnell nach Amerika oder Australien reisen, und Dir Licht von dort holen. Wir brauchen also die Naturgesetze nicht umzustößen, sondern behaupten ganz fest und fest, daß Gott bei der Schöpfung Alles gleich so geordnet haben wird, daß der Schein der Himmelslichter auch gleich zu sehen war. Konnte Gott gleich den Adam und die Eva in mannbarem Alter erschaffen, ohne daß sie erst nötig hatten vom zarten Kindesalter alle Lebensstufen zu durchwandeln, so konnte Er auch alle anderen Gegenstände sofort fertig darstellen, so daß sie gleich ihren Zweck erreichen konnten.

Aber abgesehen hiervon wagen wir auch jenem Naturgesetze noch einen bescheidenen Zweifel entgegen zu halten welcher sich ebenfalls auf ein anderes Naturgesetz stützt. Alle Lichterscheinungen, sowie jeder andere Körper beanspruchen allerdings vermöge ihrer Entfernung eine gewisse Zeit um unseren Augen sichtbar zu werden; aber unsere Erfahrung kann sich nur auf den Durchmesser unseres Erden-Dunstkreises beziehen. Da außerhalb über unsern Dunstkreis hinaus nur reiner Aether ist, so hört dort auch das Zeitmaß unseres Dunstkreises auf, indem innerhalb der Sphäre des reinen Aethers ganz andere Verhältnisse gel-

ten. Ein Lichtkörper z. B., der uns innerhalb unseres Dunstkreises vielleicht schon auf eine Stunde Entfernung verschwindet, würde uns in der klaren Aether-Region vielleicht auf 1000 Meilen Weges noch eben so klar leuchten als wenn er nur 20 Schritt von uns entfernt wäre. Der Lichtstrahl hat eben die Dichtigkeit unserer Dunsthülle oder Atmosphäre, die uns umgiebt, zu überwältigen und zu durchdringen, um bis zu uns zu gelangen, was innerhalb des reinen Aether-Gebiets nicht nötig ist, weshalb also jede Berechnung, die sich nur auf die Verhältnisse unserer Dunsthülle stützt, falsch ausfallen muß. Um deswillen lassen wir daher den obigen Einwurf nicht gelten.

Endlich tritt auch noch die Physiologie (d. h. die Lehre von der Beschaffenheit der Körper, der Menschen der Thiere und Pflanzen) gegen die Schöpfungslehre der Bibel auf, indem sie behauptet, daß die Menschen nicht alle von einem Elternpaare abstammen könnten weil die Verschiedenheit der einzelnen Menschen-Racen zu groß sei.

Einzelne wunderliche Naturforscher, z. B. Carl Vogt, haben sogar ihre Zuflucht genommen zu der Behauptung, daß die Menschen von Affen abstammten. Wollen diese Herren solches von sich selber behaupten, so haben wir nichts dagegen; allein wir verzichten auf diese Ehre.

Ein Jesuit als Gegner der Unfehlbarkeitslehre.

Im „Bund“ lesen wir nachstehende Abhandlung über einen Jesuiten, der nicht an den unfehlbaren Papst glaubt:

„Ein literarisch viel thätiger Mann und namentlich ein bedeutender Mitarbeiter an der „Civita cattolica“ ist der Pater Curci; derselbe hat vor einigen Monaten eine Aufsätze erregende Schrift veröffentlicht, aus der wir einige

Gedanken, die allgemeines Interesse haben, mittheilen möchten. Die Revolution ist ihm die Gesamtheit des Bösen, sie zerfällt in eine wilde und in eine zahme oder gemäßigte. Nach seiner Auffassung leben wir jetzt in der Periode der zahmen Revolution, welche gegen Kirche und kirchliche Institutionen keine Gewaltmaßregeln anwendet, allein planmäßig darauf ausgeht, aus dem bürgerlichen Leben das Kirchliche zu entfernen und so das Volk aller Religion zu entfremden. Diese zahme Revolution sei gegenwärtig über die ganze Welt verbreitet, auf italienischem Boden, namentlich in Rom, führe sie die Alleinherrschaft. In Bezug auf diese Stadt bemerkt er: „Die Zahl der gebildeten Laien, welche noch christliche Gesinnung haben, ist gering, viel geringer als man denken sollte, und es war eine unnütze Illusion, daß man glauben und glauben machen wollte, die Dinge lägen anders. Wenn Gott das zugegeben, so sehe ich nicht ein, warum man es verheimlichen sollte. Ja, P. Curzi geht so weit, zu behaupten, eine fremde Intervention zu Gunsten des Papstes würde nicht mehr ausreichen; d. h. mit anderen Worten, die Sympathien für die weltliche Herrschaft des Papstes sind völlig dahin.“

Alsdann fährt unser Gewährsmann wörtlich also fort: „Die Gläubigen mit Versprechungen zu beruhigen, daß Alles bald zu Ende sein werde, mit Versprechungen, von denen man nicht weiß, wie sie sich erfüllen oder ob sie begründet seien, ist nicht schön, nicht einmal ehrenhaft. . . . Daß man um keinen Preis von dem Gedanken abgeläßt, es wüthe gegenwärtig nur ein Sturm, und wenn der ausgewüthet habe, werde alles wieder im alten Zustande sein, darin liegt ein Schaden, der sich immer mehr vergrößern wird, je länger man bei diesen Ansichten verharret.“ Die Kirche, fährt der Jesuit dann fort, hat jetzt eine andere Aufgabe, sie muß der Menschheit eine Erzieherin werden; das wurde in den Zeiten von 1830 bis 1850 allzusehr

außer Acht gelassen. „Die Männer, welche damals Redner waren, sind jetzt gereift und erwachsen und stehen in der Blüthe des Mannesalters. Ja wohl! während des Bestehens des Kirchenstaats in den Tagen der legitimen Fürsten . . . haben wir diesen Laienstand gebildet.“ Auf die Hierauf wendet P. Curzi die Worte des Papstes Gregor des Großen an: „Wir suchen nicht Seelen zu gewinnen, wir leben nur unsern Interessen, wir jagen nach irdischem Besitze und sehen für irdischen Ruhm unsere ganze geistige Thätigkeit ein. Gottes Sache verlassen wir, um irdische Dinge belümmern wir uns; wir nehmen den Platz der Heiligkeit ein und sind mit weltlichen Dingen beschäftigt.“

So unbarmherzig ist von dieser Seite dem Papste noch nie eine Strafpredigt gehalten worden. Offenbar ein Beweis, daß sogar ein Jesuit der Ansicht ist und der Welt zu sagen wagt, daß Pius 9. an dem unheilvollen Zustand der Kirche in der Gegenwart eine Hauptschuld trägt; nach Curzi sind die Ständreden des Papstes, welche er in zahlloser Menge zum Besten giebt, Nichts weiter als eitles Geklunne, eitle Selbstbespiegelung u. hervorgegangen aus Mangel an richtiger Beurtheilung der Zeitverhältnisse. Die Wiederaufrichtung des Kirchenstaates ist ihm eine Unmöglichkeit, weil die Papstherrschaft im Volke selbst keine Wurzeln mehr hat. An der religiösen Zerfahrenheit des italienischen Volkes trägt der italienische Clerus die Hauptschuld. Das ist einmal ein Urtheil, gegen welches die ultramontane Presse selbst nicht auftreten darf. Uns wundernd nur eins, wie P. Curzi es dahin gebracht hat, dieses Buch zum Druck zu bringen; er muß im Orden der Jesuiten ein sehr großes Ansehen haben. (Hamburger Reform.)

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Christ.

Einen tiefem Einblick in dieses Königs innerstes Leben und in seine Stellung zu seinem Gott und Heiland gewährt uns am besten sein Verhältniß zu dem bekannten Berliner Prediger Schubert, welches dieser in einem eigenhändigen Schreiben darlegt.

Eines Tages, als Schubert gerade beim König war, ward diesem die Meldung einer Schauspieler-Truppe gebracht, welche um die Erlaubniß, spielen zu dürfen, nachsuchen ließ. Fr. Wilhelm I., diese Gelegenheit benutzend, wandte sich mit dieser Angelegenheit an seinen Seelsorger. „Höre Er, lieber Schubert, was würde Er wohl thun in meiner Stelle, wenn Ihm diese Frage vorgelegt würde?“ Schubert antwortete nach einigem Nachsinnen: „Ja, Majestät, ich dachte auch schon soeben darüber nach, wie's wohl wäre, wenn ich gerade von dieser Welt abgefordert würde, während ich in der Komödie säße? Wenn dann der Heiland mich examiniren würde: Schubert, mein Knecht, woher kommst du jetzt? Und ich finge dann an zu stammeln: Aus der Komödie. Ob dann wohl der Herr mit den Augen wie Feuerflammen gleich ganz gnädig und freundlich mir winkten würde: Si du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude?“

„Schubert“, sagte darauf der König, „Er hat das Richtige getroffen“; und nach der Thüre hingewandt rief er ganz entschieden: „Die Komödianten sollen nicht spielen, sollen abziehen.“ Das patriotische Wochenblatt bringt noch folgende höchst interessante Mittheilungen aus Schuberts Papieren: Der König besuchte, von mehreren Generalen und Obersten begleitet, einst eine Bußpredigt Schuberts, in welcher dieser auf Grund des Textes Matth. 3, 7—10 das Thema behandelte: Bekehret euch! Aber 1) bekehret euch recht! und 2) bekehret euch bald!

Schubert predigte mit großer Freudigkeit und Freimüthigkeit.

Nach geendigtem Gottesdienste ließ der König Schubert zur Mittagstafel fordern. Der Monarch bewies sich gegen ihn sehr gnädig, und bezeugte vor allen Anwesenden, die gehörte Predigt habe ihn so gerührt, daß er sie zeitlebens nicht vergessen werde. Er redete nun den Prediger selbst an: „Höre Er, Schubert! Er verdammt uns alle noch mehr, als wir schon verdammt sind. Er sagt uns so deutlich und überzeugend, daß wir Alle es fühlen und sagen müssen: So ist es, und so muß es sein! Und wir müssen anders werden, wenn wir wollen selig werden. Thun wir's nicht, so werden wir noch mehr verdammt, als wenn Er's uns nicht gesagt hätte!“ — Der Prediger antwortete, es sei die Absicht Gottes, sie Alle selig zu machen. Er wünsche, daß das gehörte Wort an ihnen Allen dazu gesegnet sein möchte. — Der König entdeckte nun dem Prediger sein ganzes Herz und sagte, er nehme sich gar oft vor, anders zu werden, aber es komme leider nie recht zu Stande. Es müsse noch woran fehlen; aber woran? — „Am Gebet“, erwiderte der Prediger. — „Ich bete wohl“, fuhr der König fort, „aber ehe ich mich's versehe, fluche ich wieder, und bin unbarmherzig gegen meine Nächsten. Ist das recht?“ — „Es ist nicht recht“, sprach der Prediger, der hierauf die Nothwendigkeit des Wachens und Betens zeigte, welches Beides absichtlich unser Heiland verbinde.

Der König: „Prediger können wohl fromm sein; aber in meinem Stande und bei diesen Generalen und Obersten kommt man schwer dazu. Doch ist es gewiß nicht unmöglich.“ — Der Prediger: „Ich freue mich, daß Ew. Maj. die Möglichkeit zugeben. Die Kraft muß uns Gott geben. Und Er giebt sie Denen, die Ihn darum bitten.“ — Der König: „Aber was soll man thun, wenn man immer unter Leuten leben muß, die nichts thun als schimpfen, fluchen und schwö-

ren?" — Der Prediger; „Man muß solche Menschen ermahnen, warnen, liebevoll bitten, sich nicht an Gott zu versündigen. Wenn das nicht angeht oder nicht hilft, so bezeige man durch stillen Ernst sein Mißfallen, entseue sich dann und bete für die unglücklichen Gottvergeßenen.“

Der König sagte nun: „Ihr Herren wir müssen Alle anders werden. So wie wir jetzt sind, wird Keiner von uns selig. Aber es ist schwer, sehr schwer!“ — Der Prediger zeigte hierauf, wann es schwer sei, und wodurch es leicht werde, ein Christ zu sein. —

Nach einiger Zeit wurde Schubert zur Königin gerufen. Der König kam sogleich dazu und unterhielt sich abermals mit ihm gegen zwei Stunden. Er versicherte nochmals, daß er durch Schuberts Predigten kräftig gerührt werde und sich auch ernstlich bestrebe, anders zu werden. „Doch“, fuhr er fort, „da ich jung war, war ich noch weit böser. Mit dem Alter nimmt doch das Böse immer mehr ab.“

Schubert: „Ich bin vor Gott verbunden, Ew. Majestät die Wahrheit zu sagen. Unser Herz ist und bleibt im höchsten Greisesalter so böse und verderbt, wie es in der Jugend war, wenn es nicht durch die Gnade geändert und durch das Blut des Sohnes Gottes gereinigt wird. Die Liebe zur Sünde ist im Alter so tief eingewurzelt als in der Jugend, nur die Kräfte des Leibes zur Ausübung der Sünden nehmen mit den Jahren ab. Betehrung ist daher für den Greis so unentbehrlich, wie für den Jüngling. Daß Ew. Maj. die Kraft des Wortes fühlen und glauben ist Gnade; und Gott wird Sein Werk an Ew. Maj. vollenden, wenn Sie den Wirkungen des heiligen Geistes Raum geben.“

Der König erwiderte: „Ja, ja!“ und heiße Thränen entströmten

seinen Augen. „Ach, ich bin noch ein unbekannter Mensch! — Aber ich weiß, der gnädige Gott wird mich nicht verdammten. Er hat mich schon so oft erhört, wenn ich zu Ihm gebetet habe. Er hat mir auf mein Gebet gar oft in diesem und Jenem Wege Mittel gezeigt, wenn ich keinen Weg und kein Mittel mehr wußte.“

Der Prediger: „Wohlan, wenn Gott dieses im Zeitlichen und Leiblichen gethan hat, noch unendlich mehr wird Er Ew. Majestät gnädiglich erhören, wenn Sie Ihn mit Ernst und Glauben um geistliche, himmlische Gaben anrufen.“

„Das ist gewißlich wahr,“ sagte der König, der sodann noch Einiges vom heiligen Abendmahl und von seiner Gesinnung bei dessen Genuße hinzufügte.

Als der König hier abgerufen wurde, bat der Prediger um die Erlaubniß, ein andermal von dieser allerwichtigsten Sache mit dem Könige sich weiter unterhalten zu dürfen. Der Monarch nahm die Bitte sehr gnädig an und versicherte, er werde ihn mit Vergnügen anhören. Die Königin versprach diese fernere Unterredung zu veranstalten.

(Schluß folgt.)

Soll ich zagen? Nicht mehr wagen
Dir in Freuden aufzusehn?
Gott des Lebens! Ist's vergebens,
Nach dem Lebensquell zu gehn?
Nein er quillet, nein er stillet
Noch des Herzens tiefstes Weh'n.

Licht von Osten, laß mich kosten
Deinen heil'gen Friedensquell!
Wer dich trinket, dem versinket
All' sein Todeswinter schnell,
Und im Schauen sel'ger Auen
Wird sein Aug' auf ewig hell.

A. Knapp.

Redaction von H. Geher. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)
Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.
Druck von Carl Wittin Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Postauslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 5.

Hamburg.

Monat Mai 1875.

Der Gang auf dem Meere.

(Matth. 11, 22—33.)

(Schluß.)

Jesus sah, daß das Schiff Noth litt von den Wellen des Meeres, um dessen willen nabete Er sich demselben. Wie tröstlich ist das für uns, wenn wir in Noth sind. Vielleicht mögen die Jünger an den Herrn gedacht, und ihn herbei gewünscht haben. Er kam schon daher bei Morgens-Anbruch. Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Während du noch in der Noth schwebst, ist der Herr auf deine Rettung bedacht. Aber sonderbar als der Erretter nabete, da fürchtete man sich, und hielt Ihn für ein Gespenst. Wir werden diese thörichte Gespensterfurcht auch in der Kirche Christi erblicken. Das Schiff ist von jeher als ein Bild der Kirche betrachtet worden; und ebenso ist es nach der Schrift festgehalten, daß das unstat wogende Meer ein Sinnbild der Völkermassen ist. Ein Meeressturm ist daher ein Bild von dem unruhigen Toben und revolutionären Treiben der Völker, wobei allerdings die Kirche, die mit religiösen und göttlichen Zwecken zu thun hat, in Gefahr kommt. Die Morgenzeit der vierten Nachtwache deutet insonderheit auf den nahen Auf-

erstehungsmorgen. Wenn demnach in dieser letzten Zeit unter dem Toben der Völker das Schifflein der Kirche Noth leidet und leiden wird, und die Jünger im Schiffe ängstlich in die schäumenden Wogen sehen: dann ist die Hilfe des Herrn nahe; Er nabet Seinem Schiffe, und hat schon um Mitternacht Fürbitte für die Seinen gethan. Freilich, wenn Er nabet auf dem wogenden Meere in einem Rettungswerke, wird man Anfangs dasselbe für ein Gespenst halten, für einen Teufels-Spuck, und ängstlich und scheu wird man darnach hinblicken. Aber die Stimme des Herrn wird daraus hervordringen: „Seid getroßt! Ich bin's! Fürchtet euch nicht. Mögen die gläubigen Jünger und Diener des Herrn sich nur gestehen, daß diese Gespensterfurcht, die bei Allem was Uebernatürlich lautet, gleich Verführung des Teufels und an falsche Propheten denkt und schwächt auch bei Vielen von ihnen sich findet. Warum soll und kann der Herr jetzt nicht noch, wie vor Alters, große Dinge thun, und außerordentliche Thaten wirken zur Wiederherstellung u. Vollendung Seiner Kirche? Viele Tausende von Gebeten steigen aus der Mitte von Gebetsversammlungen auf, und treue Prediger und fromme Christen flehen seit so vielen

Jahren schon um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes. Wie? beteten wir Alle nur aus purer Langeweile? Oder hofften wir in der That auf endliche Erhöhung? Und wenn denn nun endlich Gott das Schreien Seiner Kinder erhören wird: haben wir schon darüber nachgedacht, **wie denn diese Ausgießung beschaffen sein wird? Auf welche Art** es geschehen wird, und was Alles sich dabei zutragen mag? Es wird gewiß dabei nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian gehen, sondern gewaltige Thaten werden folgen, wie Marc. 16 verheißen, und nach der Erzählung der Apostelgeschichte in der ersten Zeit der Kirche geschehen sind. Jedenfalls wird es wohl ganz anders sein, als die meisten Christen es sich vorstellen; denn Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und unsere Wege sind nicht Seine Wege. Wohl uns, wenn wir Alle dafür sorgen, wie die arme Wittne zu Elisa Zeiten mit ihren Söhnen that, als das Delkrüglein anfing zu laufen: nämlich viele leere Gefäße herbeischaffen, in welche das kostbare Del des heiligen Geistes eingegossen werden kann. Die klugen Jungfrauen gehen dem Bräutigam nicht entgegen, ohne in ihren Gefäßen Del mitzunehmen.

Darum wollen wir getrost und freudig der Morgenröthe des kommenden Tages entgegen schauen, und mit dem 46. Psalm singen: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke; eine Hilfe in Nöthen, kräftig erfunden. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten in's Meer sanken. Wenn gleich sein Gewässer wüthete und wällete, und von seinem Ungeßüm die Berge zitterten. Dennoch soll der Strom (nämlich des heiligen Geistes) sammt seinen Bächlein die Stadt Gottes (d. h. die Kirche) erfreuen, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist in ihrer Mitte, sie wird nicht wanken; **Gott hilft ihr mit des Morgens Anbruch.** — Die Heiden (die Völker) toben, und Königreiche wanken; wann Er sich

hören läßt, zerschmilzt das Erdreich. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.

Petrus rief: Herr wenn Du es bist, so heiße mich zu Dir kommen auf den Wellen. Der Herr sprach: Komm her! Da stieg Petrus aus dem Schiff und schritt auf den Wellen dahin, um zu Jesu zu kommen. Als er aber den starken Wind sah, da erschrak er, und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr hilf mir! Jesus aber rechte alsobald die Hand aus, ergriff ihn und sprach: Du Kleingläubiger, warum zweifelst du? Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich. Die aber im Schiff waren, fielen vor ihm nieder, und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn.

Wir sehen hier den Apostel Petrus wieder einmal so ganz in seinem eigenthümlichen Charakter handeln. Alles war erschrocken und geängstigt über der Erscheinung des Herrn auf dem Meere; zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, schauten Alle durch das Halbdunkel nach der Stelle hin, wo die Gestalt des Herrn sich sehen ließ. Da wagt es der feurige und fast vermessene Petrus, den Herrn gleichsam herauszufordern, ihn zu sich zu rufen; auf diese Aufforderung hin wollte er es wagen, denselben wunderbaren Gang auch zu machen. Es ist ein Wagestück, zu einem gefährvollen Unternehmen sich anzubieten, wenn das nöthige Maß Glauben fehlt. Oftmals ist Glauben genug vorhanden, ein Werk anzufangen; aber im weitem Fortschritt stoßen wir auf Schwierigkeiten, auf die man vorher nicht gerechnet hatte, dann will der Glauben sinken. So viel war übrigens dem Petrus klar, daß er ohne Beruf, ohne Gebot des Herrn nicht gehen wollte. Das ist wohl in Acht zu nehmen; aber wenn dann der Ruf erfolgt, so soll man auch mit Glauben ausgerüstet sein. Der Herr tabelt nicht seinen Jünger, daß er sich zu dem gefährvollen Gange auf den schäumenden Wogen anbot; sondern daß er nachher

Ueber einige Einwürfe gegen die heilige Schrift.

(Schluß.)

Was aber die s. g. 5 Menschenrassen betrifft, so kann man unter jeder einzelnen Rasse wieder eine Menge anderer Verschiedenheiten entdecken, welche ebenso auffallend sind wie jene. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß Zeit, Lebensart, Bildungsstufe und vor Allen die Wohnplätze in den verschiedenen Erdgegenden und Zonen, einen großen Einfluß auf die Veränderung der Körpergestalt ausübt. Wer wird es zu bestreiten wagen, daß die heiße Sonne Afrikas oder Mittel-Amerikas mit der Zeit auch die weißeste Haut bräunlich zu färben im Stande ist. Ueberhaupt haben sehr erfahrene und gelehrte Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher, namentlich Sprachforscher und völkerkundige Männer hinlänglich bewiesen, daß es kein Volk auf Erden giebt, dessen Ursprung nicht auf die Söhne Noah's zurückzuführen wäre. Besonders merkwürdig ist es aber, daß fast alle heidnischen Völker der Erde eine Sündfluthgeschichte haben, obgleich sie sehr verschieden lauten, und zum Theil sehr märchenhaft klingen. Das deutet unzweifelhaft darauf hin, daß alle Völker der Erde ursprünglich eine einzige Familie bildeten. Es dürfte unseren Lesern vielleicht aus obigen Gründen nicht uninteressant sein, wenn wir künftig einige solcher Sündfluthsagen anderer Völker mittheilen.

König Friedrich Wilhelm I.

von Preußen als Christ.

(Schluß.)

Am nächsten Sonntage hielt Schubert seine gewöhnliche Häuserbauungsstunde. Er hatte eben das sechste Kapitel des Evangeliums Johannes vorgelesen, als der König in das Zimmer trat, bei der Thür stehen blieb und mit

zweifelte. Es mag gefährvoll sein, in der letzten Zeit sich auf die wogenden Völkerfluthen zu wagen, um den Herrn auf Seinem rettenden Gange zu begegnen. Da zeugt es denn von Glaubensmuth, den man hier von Petro lernen kann, sich tragen zu lassen von dem wüthenden Element. Wohl dem, der Jesum im Glauben erblickt, dessen Fuß wird über allem Toben der Völker leicht hinweg gehen; der Glaube aber ist es, der uns nur tragen kann, und der beständige Blick auf Jesum. Als Petrus auf den großen Sturmwind blickte, der die gefahrdrohenden Wellen immer höher trieb, da fing er an unterzusinken. Da also liegt das Geheimniß des Glaubens: der Glaube blickt nicht auf die Gefahr, sondern auf den allezeit nahen und allmächtigen Gott und Herrn. O ihr treuen Christus-Jünger, hier in dieser Erzählung liegt der Trost für euch, wenn ihr bei dem Toben der Völker jetzt ängstlich den Blick aus dem Schiff der Kirche hinausendet in die schäumende Fluth; Jesus ist nahe mit Seiner Hilfe, Er hat für Seine Jünger und für das ganze Schiff gebetet, daß unser Glaube nicht aufhören möchte; Er kommt schon wandern über die Wellen daher. Woh! uns, wenn wir Ihn erkennen und Seine Hilfe annehmen. Der sinkende Petrus schrie: Herr hilf mir! Das sei auch unsere Zuflucht; wo uns der Glaube ausgehen will, sollen wir zu Jesu schreien. Von daher, wo wir Anfangs Gespenster fürchteten, wird Er uns Seine rettende Hand bieten, und uns wieder emporziehen. Welche Freude, wenn der Herr dann endlich in das Schiff eintritt; dann werden die Schiffsbewohner niedersinken, und Jesum als den Sohn Gottes erkennen. Das Meer wird verstummen und das Schifflein der Kirche wird landen an den Ufern der Ewigkeit.

ernster Miene umherblickte. Nach einiger Stille winkte der König dem Prediger fortzufahren. Dieser fragte bei dem 68. Verse: Würde wohl unser Herr Christus an uns Alle ohne Ausnahme die Frage thun können: Wollet ihr auch von mir weggehen? Wenn unter uns sein Gewissen Nein antwortet, den frage ich: Willst Du nicht noch zu Jesu hingehen und Dich Ihm ergeben? — Bei diesen Worten fing der König an überlaut zu weinen. Der Prediger fuhr in seinem rührenden Vortrage fort und schloß mit Gebet und Gesang, worauf der König Abschied nahm.

Am folgenden Tage besuchte er selbst den Prediger in dessen Wohnung. Nach der Bewillkommung sagte der König: „Aber lieber Prediger, wie krank sieht er aus! Schone er sich ja. Er greift sich zu sehr in Seinem Amte an!“ — „Ich bin Gottlob! nicht krank, antwortete Schubert; ich will auch, so viel ich darf, meiner schönen. Doch liegt mir das Heil der mir anvertrauten Seelen noch mehr am Herzen, als meine Gesundheit.“ — „Recht!“ erwiderte der Monarch, „aber wenn Er sich aufopfert und stirbt, was habe ich davon? Dann kann er mir nicht mehr so viel Gutes sagen. Gott erhalte mir Ihn? Er und E. sind rechte Prediger, so sollten sie alle sein. Er hat gestern geredet, daß es mir durch meine Seele durch und durch gedrungen ist. Lieber Schubert! Ich muß anders werden. Ich will auch; ich kam nur noch nicht recht! Sag' Er mir noch einmal, wie lang' ich's recht an.“

Nachdem der Prediger den König zum anhaltenden Bitten, Suchen und Anknöpfen ermuntert hatte, fuhr der Monarch fort: „Es ist doch nichts mit der ganzen Welt. Jetzt will ich Dies, dann Jenes haben, und wenn ich's bekomme, bin ich doch nicht satt. Dazu taugt nichts Vergänglichliches. Gott führte mich gestern in seine Erbauungsstunde. Mein Herz bewegte sich, da ich die großen Kerls (die Garde-

solbaten) da stehen und aufmerksam zuhören sah.“

Der Prediger versicherte dem König, daß mehrere seiner Soldaten wahrhaft bekehrt wären, und daß er wünsche, alle Offiziere und Soldaten Sr. Majestät möchten sich recht bekehren, dann würde die Armee der ganzen Welt furchtbar sein.

„Ja, das ist auch wahr, antwortete der König; gute Christen sind treue Diener, andere nicht. Wenn alle nur rechte Christen wären, wie viel Gutes könnte ich ausrichten!“ Der König fing wieder an bitterlich zu weinen und sprach: „Ich will ja doch anders werden; ich bete darum, ich kann aber immer noch nicht.“

Der Pred.: „Ich hoffe, gewiß bald das Glück zu haben, von Ew. Maj. zu hören, daß Sie durch die Kraft Christi können.“

Der König: „Gott hat Ihn, mein lieber Schubert, und den Prediger E. zu mir nach Berlin geführt. Ich will öfter in Seine Erbauungstunden kommen. Aber es könnten ja noch viel mehrere Bürger hinkommen; warum machen sie sich denn nicht so was Gutes zu Nuze? Doch wer sich nicht bekehren will, der verdammt sich selbst.“

Die Gründung der Kirche in Deutschland.

Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert.

Das Gemüth des Christen ist selten befriedigt durch die Gegenwart; das Auge schweift eben so gern in die Zukunft wie auch in die Vergangenheit. Die Kirche ist der Mittelpunkt unseres Daseins; von ihr aus haben wir unsere geistliche Geburt, von ihr aus jeglichen Segen; die Kirche ist berufen uns zu geleiten durch die Zeit bis in die Ewigkeit. Wie sollte uns ihre Geschichte nicht lieb und werth sein! Es ist so lieblich, am Feiertage von den Kirchthürmen herab den Ruf der

Stoßen zu hören, und von so vielen tausend Städten und Dörfern die Thürme zu zählen. Und wenn wir uns einmal vorstellen, wie uns wohl sein möchte, wenn wir in einer Stunde zugleich in allen christlichen Tempeln der Erde dem Gottesdienst beiwohnen und die vielen Millionen der andächtigen und anbetenden Christen sehen könnten: da müßte doch ein Wohlgefühl uns durchdringen, ähnlich dem Wohlgefallen, welches in dem Herzen Gottes wohnt, wenn Er, der Allwissende und Allgegenwärtige, Seine Kinder anbetend vor sich sieht, und der Schall der Lobgesänge zu ihm dringt.

Freilich verstimmt es uns immer wieder, wenn wir so viele Mängel erblicken; da ist die Einheit der Kirche zerbrochen; die Anbetung der Millionen Christen sollte wie in einem einzigen Strome, wie zu einer einzigen Rauchwolke vereinigt, zu dem Allerhöchsten emporsteigen; so viele Tempel sollten nicht leer stehen, und so viele Tausende der Kinder Gottes sollten nicht ungläubig und gottlos dem Herrn den Rücken wenden.

Wie so mancher alte ehrwürdige Dom läßt seine grauen Mauern und Thürme in die Ferne schauen. — Viele Jahrhunderte sind an ihnen vorüber gezogen; viele Geschlechter sahen sie emporblühen und wieder hinabsteigen in die Gruft. Und noch immer stehen sie da, die Zeugen des grauen Alterthums, Wind und Regen, Schnee und Ungewitter Troß bietend, und verkündigen uns, daß vor Zeiten ein Christenvolk in seiner frischen Jugendblüthe lebte, voll Eifers, dem Herrn solche mächtige Tempel zu bauen.

Es war ein gewaltiges Volk, das alte Volk der Deutschen, namentlich die alten Sachsen; gewaltig und stark wie seine tausendjährigen Eichen, fest und einig in der Treue, sowohl unter einander als gegen seine Götter. Und als dies Volk erst vom Christenthume durchdrungen war, da trug es diese natürlichen Vorzüge auch dahin über. Die christliche Religion, die Kirche, war

der Schwerpunkt, das Centrum, welches die Einheit des Volkes aufrecht erhielt. Als aber die Kirche Deutschlands in Stücken zerfiel, die Religion sich in lauter Confectionen und Sekten zersplitterte, seitdem ist das heilige Band der Eintracht zersprungen, und kein Arm auf Erden wird stark genug sein, diesen Bruch zu heilen. Nur die Einheit der Kirche, die Rückkehr zur Einheit des Glaubens kann die angestammte Löwenstärke der deutschen Stämme wieder erwecken. Keine Philosophie vermag das, keine stolze Rednerkunst und keine Träumerei von vergangenen Größen: nur die Rückkehr zum Glauben und zur Einheit der Kirche vermag Wunder zu wirken; und es wird gewirkt werden; denn Deutschlands Erde ist der Boden, auf dem die Kirche Gottes ihren Kampf vollenden und ihren endlichen Sieg feiern wird.

Diese Einheit der Kirche kann aber nicht erzwungen werden, sondern sie gedeihet nur in der Freiheit. Erst in der wahren göttlichen Einheit der Kirche wird auch die wahre Einheit des Reichs gedeihen.

Doch wenden wir uns jetzt zu der Geschichte der deutschen Kirche und lernen wir ihren Anfang kennen.

Der Mann, dessen sich Gott als eines besonderen Rüstzeuges bediente, war Winfried, später Bonifacius genannt; er könnte mit Recht der Evangelist der Deutschen genannt werden. Viele nennen ihn sogar den Apostel der Deutschen; das ist freilich unrichtig; ein Apostel war er nicht, sonst hätte er sich wohl gehütet, sich unter den Papst zu stellen, denn als Apostel hätte er über dem Papst gestanden.

Winfried wurde geboren in der englischen Grafschaft Devonshire, um das Jahr 680. — Dort stammte er aus einer vornehmen Familie, und war von seinem Vater für eine glänzende Laufbahn im Staate bestimmt. Er ging jedoch schon als Knabe in ein Kloster, welches daselbst stand, wo jetzt die Stadt Excester steht. Etwas später zog er in das Kloster Maccelle, wo der Unter-

richt besser war. Dort lernte er Grammatik, die Dichtkunst, und hörte die Erklärung der heiligen Schrift, sowohl im historischen und buchstäblichen als im geistlichen Sinne. In seinem 30. Jahre ließ ihn sein Abt zum Priester weihen, nachdem er als Verkündiger des göttlichen Wortes sich besonders ausgezeichnet hatte.

Damals nöthigte eine dringende Gelegenheit die Bischöfe der Provinz, eine Kirchenversammlung zu halten, ohne die Befehle Britualds, des Erzbischofs von Canterbury, abzuwarten; bei dieser Gelegenheit schickte man den Priester Winfried mit Erlaubniß des Königs Ina an den Erzbischof, um demselben Bericht zu erstatten. Seit dieser Zeit ließen ihn die Bischöfe öfter zu den Kirchenversammlungen rufen.

An der Hochachtung, die er auf diese Weise genoß, fand er so wenig Wohlgefallen, daß er vielmehr besaß, sein Vaterland zu verlassen, und als Evangelist an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Sein Abt machte ihm freilich viele Schwierigkeiten, indem er ihm anfänglich seine Einwilligung verweigerte; doch nachdem er diese erdlich erhielt, reiste er in Begleitung von noch zwei anderen Mönchen ab, und wandte sich zunächst nach Friesland.

Das war ums Jahr 716. Hier war nun freilich für die Verkündigung des Evangeliums eine ungünstige Zeit, da die Kriegerunruhen zwischen Karl Martell und Ratbod die Gemüther zu sehr erbitterten, als daß etwas für das heilige Werk wäre zu erwarten gewesen. Ja sogar wurde durch Ratbod gerade damals daran gearbeitet, den alten Götzendienst wieder einzuführen. Er wandte sich nach Utrecht, um dort die junge Pflanzung des Willibrod zu begießen; aber auch da konnte er wenig ausrichten. Im Spätherbste desselben Jahres kehrte Winfried mit seinen Begleitern wieder nach England zu seinem Kloster Nurselle zurück.

Ratbod, der König der Friesländer, hatte den Unterricht des heiligen Wulfram gehört, und war bereit die Taufe

anzunehmen. Er trat schon an den Taufstein, als er den Bischof beschwor, ihm zu sagen, wo der größte Theil der friesländischen Könige und Prinzen wäre, ob im Paradiese, das er ihm versprach, oder in der Hölle, womit er ihm drohe? „Ihr betrüget euch nicht darin Sire,“ sagte Wulfram, „die Prinzen, eure Vorfahren, die ohne Taufe gestorben sind, sind ohne Zweifel verdammte; wer aber hinfüro glaubet und getauft wird, der wird mit Christo in der ewigen Freude sein.“ Da trat Ratbod vom Taufstein hinweg und sagte: „Ich kann mich nicht entschließen, die Gesellschaft der Prinzen, meiner Vorfahren, zu verlassen, um mit einer kleinen Anzahl Armer in diesem himmlischen Reiche zu bleiben. Ich kann diese Neuerungen nicht glauben, und will lieber die Gebräuche meiner Nation beibehalten.“ Der heilige Wulfram mochte ihm sagen, was er wollte, er blieb bei seiner Widerspenstigkeit, während sich viele Friesländer bekehrten. Später sandte König Ratbod zu dem heiligen Willibrod, welcher ebenfalls in seinem Lande predigte, um ihn mit dem heiligen Wulfram um Rath zu fragen, und ein Mittel zu finden, durch das er ein Christ werden könnte, ohne seine heidnische Religion verlassen zu müssen. — Willibrod antwortete seinen Gesandten: „Nachdem der König den Unterricht unseres Bruders, des heil. Bischofs Wulfram verachtet, wie wird er den meinigen annehmen? Ich habe ihn diese Nacht, an einer glühenden Kette angeschmiedet gesehen, deswegen bin ich versichert, daß er schon in die ewige Verdammniß gefahren ist.“ Dem ungeachtet machte sich Willibrod ungesäumt auf den Weg, um Ratbod behilflich zu sein; da er aber unterwegs schon die Botschaft von seinem Tode hörte, kehrte er wieder um.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser verhärtete Ratbod, trotz seiner unbefleglichen Feindschaft wider das Christenthum, doch einen ungeheuren Respekt vor dem heil. Willibrod hatte, welcher einst während seines wüthendsten Grim-

mes über die Beleidigung seiner Götter ihm kühn gegenübertrat. Schon hatte ihm Ratbod auf dreitägiges Looswerfen einen der Gehilfen Willibrods tödten lassen, als er Willibrod einst rufen ließ. Dieser erschien, und auf alle grimmigen Vorwürfe antwortete er ihm: „Es ist kein Gott, den du ehrest, sondern der Teufel, der dich, o König, durch Irrthum betrogen, damit er deine Seele dem höllischen Feuer übergeben möge. Es ist kein Gott, ohne der Einige, der Himmel und Erde, und das Meer und Alles was darinnen ist erschaffen; wer denselben im wahren Glauben ehret, der wird das ewige Leben haben, dessen ich, dein Knecht, dir bezeuge, damit du von dem alten Irrthum deiner Väter demaleinst bekehret, Buße thun und an den allmächtigen Gott, unsern Herrn Jesum Christum glauben und durch die heil. Taufe von Sünden abgewaschen, als ein neuer Mensch in Se. echtheit und Heiligkeit leben mögest. Wenn du das thust, wirst du mit Gott und Seinen Heiligen die ewige Herrlichkeit besitzen; wo nicht, so wirst du der ewigen Strafe höllischer Verdammniß nicht entgehen.“

Ratbod antwortete; „Ich sehe, daß du unsere Drohung nicht fürchtest, und daß deine Worte sind wie deine Werke.“

Wir erzählen diesen Vorfall nur, um zu zeigen, warum er in seiner letzten Angst gerade nach dem h. Willibrod sandte. Es fällt nämlich damit zusammen ein anderes Ereigniß der letzten Tage Ratbods, welches die alten Historiker berichten, und woraus man sieht, wie arg der Teufel seine eifrigen Götzendiener festzuhalten trachtete. Es wird nämlich erzählt: Ratbod hatte einen Traum, in welchem ihn der Teufel erschien in Gestalt eines Königs, mit einer, reich mit Perlen besetzten Krone und golddurchwirktem, köstlichem Kleide, welcher ihn also anredete: „Du tapferer Mann, wer hat dich betrogen, daß du von dem Götzendienste abweichen willst. Thue das nicht, sondern bleibe in dem, daß du von deinen Vätern gelernt hast, dann wirst du bleiben in

dem goldenen Hause, welches ich dir nächstens geben werde. Fordere dir also morgen Wulfram, den Christenlehrer, und frage ihn, was das für ein Haus der ewigen Klarheit sei, die er dir verspricht? Wo er das nicht erweisen kann, so lasse von beiden Seiten Gesandte abfertigen, deren Wegweiser ich sein werde, und will alsdann dir das goldene Haus und schöne Wohnung zeigen, so ich dir verheiß.“

Als der König erwachte ließ er Wulfram rufen, um ihm den Traum zu erzählen. Dieser erwiderte einfach: „Der Teufel verirrt dich!“ Der König Ratbod versprach, ein Christ zu werden, wenn die schöne Wohnung ihm von seinem Gott nicht würde gezeigt werden können. Hierauf wird auf Seiten des Königs ein Frieser, und auf Seiten Wulframs ein Diakon gesandt, das goldene Haus zu suchen. Der Reisegefährte erscheint und führt sie richtig an einen Ort, wo sie ein zauberhaft schönes Gebäude erblicken, und in demselben einen großen prächtigen Thron. Der Wegweiser sprach: „Das ist die Wohnung Ratbods.“ Der Diakon entsetzte sich, sprach aber im göttlichen Eifer: „Wo dieses von Gott gemacht ist, so wird es stets bleiben, wo nicht, so wird es bald vergehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gehe hin und thue desgleichen.

Es ist immer ein wohlthuendes Zeichen von vorhandenem christlichen Leben, wenn man hört und sieht, daß die Christen sich regen für die Beförderung des leiblichen und Seelenheils der Mitchristen, und zwar auf anspruchslose Weise ohne Sectenhaß.

Die Londoner Stadtmission besteht jetzt seit etwa 39 bis 40 Jahren, und wird gehandhabt durch Personen aus allen verschiedenen Kirchenpartheien. Die meisten Missionsprediger der Stadt London sind aus den bekehrten Seelen selbst hervorgegangen, und waren früher großen

Theils Personen, welche einen übel beeinflussten Lebenswandel führten.

Im Jahre 1863 waren in London allein thätig 400 Stadtmissionare. Im Jahre 1861 machten dieselben 1,989,253 Besuche. Davon kamen 251,944 auf Kranke und Sterbende. Sie hielten 43,288 Versammlungen, bei welchem etwa 1,417,000 Personen anwesend waren, theilten über 3 Mill. Traktate aus. 709 Familien wurden bewegt, Morgen- und Abendandachten zu halten. 341 Paare wurden bewegt, sich trauen zu lassen, 503 öffentliche Mädchen wurden zu dem Entschluß gebracht, ihr Leben zu ändern u. s. w.

Es wird überall gepredigt, auf den Straßen, in Theatern und anderen öffentlichen Räumen.

Manche ihrer jetzigen Missionsprediger waren früher berühmte Schauspieler, Seiltänzer, Schornsteinfeger, Lastträger, Ärzte oder auch aus reichem, hohem Adel.

Viel Gutes wirkten die sog. Theegesellschaften; die Stadtmissionare laden nämlich in irgend einen öffentlichen Saal allerlei Leute von den Straßen zum Thee ein, um sie leiblich zu erquicken, und dabei geistliche Gespräche anzuknüpfen.

Die Stadtmissionare lassen sich auch angelegen sein, die irdischen Verhältnisse ihrer Schüllinge zu verbessern. Einer derselben hat in seinem Distrikte eine Ersparnißkasse errichtet, wo jedes Mitglied 1 Groschen einlegt. In einem Jahre legten 1560 Personen 15,580 Gulden ein, das sind etwa 1390 Pfd. Sterling. Ein einziger Missionar hat allein 1100 Abonnenten auf gute Zeitchriften.

Die Nordamerikanische innere Mission berichtete über ihre in den Jahren 1862—1863 ausgeübte Wirksamkeit; Es standen nicht weniger als 734 Geistliche (Ministers of the Gospel) während dieses Zeitraums im Dienst der Gesell-

schaft. Von denselben wirkten in den sogenannten alten oder New England-Staaten 281, in den Staaten der Mitte 48; in den West-Staaten und Territorien etwa 405. Von diesen Geistlichen 434 bei einzelnen Gemeinden angestellt, 221 dienten 2 oder 3 Congregationen, 79 waren im eigentlichen Sinne des Wortes Reiseprediger. Im Ganzen wurden 1455 Gemeinden durch sie bedient. Sechs von diesen Missionsgeistlichen waren an Gemeinden von Farbigen thätig. In Verbindung mit den Missionskirchen und Schulen des Vereins wurden 54,000 Schüler beiderlei Geschlechts in Sonntagschulen unterrichtet. 251 Missionare berichteten zusammen über 1476 Befehrungen, die in diesen Gemeinden im Laufe des letzten Jahres stattgefunden. Zu Kirchengliedern (members of churches) wurden auf Grund der Thätigkeit der Missiona 3108 Personen theils in den Missionsgemeinden, theils in andern Gemeinden der reformirten presbyterianischen und independentistischen Kirche aufgenommen. Dreiundachtzig Kirchengemeinden wurden in Verbindung mit den Arbeiten der Missionare im Laufe des letzten Jahres neu organisiert; dreizehn Kirchen und Betsäle wurden in derselben Zeit auf Kosten der Gesellschaft vollendet; 25 wurden erweitert oder wieder in Stand gesetzt; 10 Neubauten angefangen. 29 junge Männer wurden zum Eintritt in das geistliche Amt vorbereitet. Durch 417 Missionare wurden in den Missionsgemeinden selbst an Liebesgaben gegen 15,000 Dollar gesammelt. Die Jahres-Einnahme des letzten Jahres betrug über 170,000 Dollars, während die Gesamtausgabe sich auf ca. 140,000 belief. Seit der Begründung der Gesellschaft sind durch ihre Vermittlung 174,960 Mitglieder für die durch die sie repräsentirten Kirchen gewonnen worden.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Bleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 6. Hamburg.

Monat Juni 1875.

Von den Zungensünden.

(Jakobi 3.)

Es ist ohne Zweifel eine der größten Wohlthaten Gottes, daß Er uns das Vermögen der Sprache gegeben hat; aber eben um deswillen hat der Mensch auch Ursache, desto mehr über sich zu wachen, daß diese edle Gabe Gottes nicht gemißbraucht, und wir nicht entweber uns selbst, oder Andere dadurch unglücklich machen. — Schon im Gesetz Moses sind wir gewarnt, uns zu hüten, sowohl vor Mißbrauch des göttlichen Namens, als auch vor Verläumdung des Nächsten. Und unser Herr sagt: „Weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über.“ Die Zunge ist das Glied unseres Leibes, wodurch die Gedanken des Herzens offenbar werden, und wenn es unreine Dinge sind, welche der Mund ausspricht, so verunreinigen wir dadurch sowohl uns selbst als Andere. Unser Herr lehrt es klar und deutlich, daß das, was aus dem Munde gehet, den Menschen verunreinigt: weil die argen Gedanken und Begierden des Herzens dadurch in die Welt der Wirklichkeit übergehen, und nun auch an Andere gelangen können. Ja, Jakobus schreibt sogar (Kap. 1, 26): „So Jemand unter euch sich dünken läßt, er diene Gott, und hält seine

Zunge nicht im Zaum, sondern verführt sein Herz: des Gottesdienst ist eitel.“

Wir sehen daraus schon, wie wichtig dieser Gegenstand ist; darum wollen wir es uns nicht verbrießen lassen, demselben gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit zu schenken, und zu diesem Ende das dritte Kapitel der Epistel St. Jakobi zum Grunde legen.

„Meine Brüder,“ heißt es da (V. 1), „unterwinde sich nicht Jedermann Lehrer zu sein, und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfahen werden. Denn wir fehlen alle mannigfaltig. Wer aber in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaume halten.“ So fährt nun St. Jakobus weiter fort und redet davon, daß man Pferde lenket durch Zügel und Gebiß; Schiffe, obwohl sie groß sind und von starken Winden getrieben, werden mit einem kleinen Ruder gelenkt; alle Natur der Thiere, der Vögel, der Schlangen und der Meerwunder wird gezähmt durch die Menschen: aber die Zunge, dies kleine Glied, richtet so große Dinge an; dies kleine Feuer zündet oft einen ganzen Wald an. Er sagt, daß sie den ganzen Leib beflecke, und zünde an das Rad der Natur, wenn sie von der Gluth der Hölle entzündet sei. Er

nennt sie ein unbändiges Uebel voll tödtlichen Gifts, welches kein Mensch zu zähmen verstehe. Das sind alles lauter starke Ausdrücke, aber doch auch voll Wahrheit. —

Wir müssen wohl Acht geben auf den Anfang dieses Gegenstandes, um gleich einen tiefern Einblick zu gewinnen in die Ursache so vieler Zungensünden. Jakobus hebt dies Thema damit an: „Unterwinde dich nicht Jedermann Lehrer zu sein.“ Das ist eine Verjuchung, welche dem Christen, der sich einigermaßen mit göttlichen Wahrheiten beschäftigt hat, sehr leicht anklebt: nun auch diese seine Erkenntniß und seine Ansichten Anderen mitzutheilen, um wo sie ihm in irgend welcher Hinsicht damit nicht übereinstimmen, zu tadeln und zu verurtheilen, und gegen sich geringe zu schätzen. Es sind so viele Tausende von Christen, welche sich nicht damit begnügen, im Lichte Gottes zu wandeln, sondern sie fühlen sich innerlich angestachelt, auch andere zurechtzuweisen; sie verichmähen es, auf ihren eigenen Wandel Acht zu geben, und ihre eigene Spur immer rein zu erhalten; sie unterwinden sich, ohne göttlichen Beruf Andere zu lehren, zu tadeln, zu richten oder gar zu verdammen.

Das ist der Anfang so vieler Sectirer gewesen, wodurch Zerwürfnisse der Christenheit im Großen entstanden sind; und dasselbe ist die Ursache so vielen Haders und Zanks in kleineren Kreisen: das Aufdrängen zum Lehren des Andern. Dabei unterbleiben die Zungensünden nicht; um sich zu rechtfertigen, wird mit der größten Scharfsichtigkeit alle Schwachheit und Sünde Anderer aufgesucht, beleuchtet, beredet und beurtheilt. Der Mensch wähnt zwar wohl, das geschehe ja nur aus brüderlicher Liebe, um den Nächsten zu bessern. Man führt so leicht die Klagen im Munde über Andere, man weiß klugen Rath, wie es besser sein sollte, aber dieser gute Rath und diese Klage kommt sie dahin, wohin sie gehörte? O, es giebt einen geraden und rechten Weg, auf dem der-

gleichen vielleicht recht gut ohne Schaden erlebigt werden könnte: „So ein Bruder von einem Fehler übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht, die ihr geistlich seid, mit sanftmüthigen Geist, und siehe auf dich, daß du auch nicht versuchet werdest.“ (Gal. 6, 1.) Dieser Weg wird aber nicht immer gewählt; dazu hat der Lästler und der Ohrenbläser nicht Muth genug: sondern hinter dem Rücken des Nächsten, und zwar so versteckt, daß es diesem nicht möglich wird, sich zu verantworten, schießt er heimlich seine Pfeile auf die Frommen. „Wisset“, heißt es aber, „daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden.“

Worin man einen Andern richtet, darin verurtheilt man sich selber. „Wir fehlen Alle mannigfaltig,“ heißt es weiter. Wer will das leugnen? Und wenn es weiter keine Sünde gäbe, hast du nie in einem Worte gesündigt? Nur der, welcher auch in keinem Worte mehr sündigt, ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. Mag sich Jedermann so rein halten wie er will: das ist schwer zu glauben, denn außer unserm Herrn selbst wird es so leicht Niemand geben, der noch nie in einem Worte gesündigt hätte. Darum sollte Jedermann billig auf sich selber sehen, daß er nicht auch versucht würde.

Aber wie wichtig muß doch dieses Trachten sein, in keinem Worte mehr zu sündigen! Der ist ein vollkommener Mann und kann den ganzen Leib im Zaum halten. — Wir müssen nun diese Wahrheit genauer untersuchen.

Wenn die Schrift sagt, daß die Zunge ein unbändiges Uebel ist, voll tödtlichen Gifts, ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit: so versteht wohl Jeder von selbst, daß damit nicht das Stück Fleisch gemeint sein kann, welches wir Zunge nennen, und was uns nicht allein sehr nützlich und nothwendig zum Reden, sondern das wir auch beim Essen und Trinken bedürfen; vielmehr daß damit gemeint ist, die Bereitwilligkeit des Menschen, zu jeder Zeit immer Alles

auszusprechen, was in seinem Herzen ist, und wozu er durch eine innere Lust sich angetrieben fühlt. Wir müssen deshalb auch das wohl merken, was Jakobus darüber weiter sagt: „Wenn sie von der Hölle entzündet ist.“ Also, so lange die Zunge, oder vielmehr die Lust zu reden, nicht von der Hölle entzündet ist, richtet sie das Unheil nicht an, sondern ist ein ganz unschuldiges Ding. Wie wird sie nun aber von der Hölle entzündet? Unser Herr sagt: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken: Mord, Hurerei, Ehebruch, böse Brunst u. s. w.; und: „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.“ Daraus geht hervor, daß alles Böse im Herzen erst vorher vorbereitet wird, und zwar durch die Mitwirkung des Teufels oder böser Menschen. Wenn dann das Gift oder Feuer inwendig fertig ist, so schüttet der Mensch es aus durch Worte, welche alsdann nicht anders beschaffen sein können, als die Gedanken selbst, und dann richten sie Schaden an. Aus diesem innern Sachverhalt geht aber auch zugleich hervor, daß derjenige ein vollkommener Mensch ist, welcher in keinem Worte fehlet. Ein solcher Mensch steht innerlich im beständigen Gehorsam gegen Gott; und weil er Gott liebt über Alles und seinen Nächsten als sich selbst, so hat die Gluth der Hölle keine Macht an ihm; es findet sich kein Zündstoff in ihm, weil die Gluth und das reinigende und heiligende Feuer des heil. Geistes allen diesen bösen Zündstoff der fleischlichen Lüfte und Begierden, allen Neid, alle Mißgunst Schadenfreunde u. c. bereits verzehret hat. Wer seinen Nächsten wahrhaftig liebt wie sich selbst, der kann es ihm nicht zu Leide thun, denselben durch Worte zu betrüben; er schätzt ihn höher als sich selbst, denkt immer das Beste von ihm; und wenn er wirklich den Nächsten einmal in Gefahr stehen sieht, und ihn auf unrechten Wegen weiß, so redet er mit ihm freundlich, sucht ihm zurecht zu helfen mit sanftmüthigem Geiste. Die Liebe giebt ihm schon die rechte Art der Schonung

ein, so daß er jede Kränkung von ihm abzuwehren sucht; mit einem Worte: er läßt sich tragen vom Geiste der Liebe, was dem Nächsten allezeit wohlthunend sein wird; wie geschrieben steht: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich, das ist Balsam auf mein Haupt, er soll sich deß nicht weigern.“ (Ps. 141, 5.) Wer nicht vom Geiste der Liebe sich regieren läßt, wird diese Rücksicht nicht nehmen; sondern wird die Fehler und Gebrechen des Nächsten bei Anderen ausbreiten ohne Ursache. Salomon sagt: „Ein Verläumder ver-räth, was er heimlich weiß; wer aber eines getreuen Herzens ist, verbirgt dasselbe.“ (Spr. Sal. 11, 13.)

Damit stimmt genau überein, was der Apostel Paulus schreibt: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht; die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet nicht (d. h. im Hochmuth); sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden; sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles; die Liebe höret nimmer auf u. c.“ (1. Cor. 13, 4—8.) Wenn demnach durch solche Liebe und innere Lauterkeit des Christen es bewirkt wird, daß er in keinem Worte mehr fehlet; so kann mit Recht gesagt werden, daß er ein vollkommener Mann ist: weil er dann in der That durch die beständige Zucht des heil. Geistes, welcher er immer Raum giebt, den ganzen Leib im Zaume halten kann. Darin besteht das ganze Geheimniß.

In den folgenden Worten unseres Kapitels wird nun noch vom heiligen Jakobus auf eine vortreffliche Weise der Widerspruch auseinander gesetzt, der darin liegt, wenn wir als Christen uns der Zungensünden theilhaftig machen (V. 8—12): „Durch die Zunge loben wir Gott und den Vater, und durch sie fluchen wir den Menschen nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde gehet Lob und Fluchen. Es

soll nicht, meine Brüder also sein. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter? Kann auch, meine Brüder, ein Feigenbaum Delbeeren oder ein Weinstock Feigen tragen? Also kann auch ein Salzbrunnen nicht süßes Wasser geben."

Wir dürfen das nie vergessen, daß der Mensch geschaffen ist nach Gottes Ebenbilde, wie St. Jakobus hier sagt. Und wenn auch durch den Sündenfall die herrlichen Züge dieses göttlichen Ebenbildes entstellt worden sind, so ist doch Gottes Schöpfung nicht aufgehoben; sondern in der heiligen Taufe sind wir eine neue Kreatur geworden. Ja, so viel höher Christus als der zweite Adam steht über dem ersten Adam, so viel höher steht der Getaufte durch die Wiedergeburt aus Wasser und Geist. Um deswillen sollen wir uns hüten, unsere Zunge zu mißbrauchen. Etwas zu reden wider den Menschen, nach dem Bilde Gottes geschaffen. St. Paulus schreibt auch: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden; denn Gott kann ihn wohl aufrichten.“ (Röm. 11, 4.) Wo man also Etwas redet wider einen Menschen, sollen wir uns erinnern, daß es zugleich auch wider den Herrn geredet ist.

Ein großer Widerspruch liegt darin, wenn wir mit derselben Zunge, mit der wir Gott loben, nachher den Nächsten wieder verunglimpfen. Es ist wider die Natur. Ein Brunnen quillet nicht aus einer und derselben Quelle bitter und süßes Wasser, und ein Fruchtbaum bringt nicht aus einer und derselben Wurzel zweierlei Früchte, wenn Menschen sie nicht erst darauf pflropfen. Es ist dem Menschen widernatürlich, wenn aus ihm, der aus Gott geboren ist, etwas Anderes hervorkommt, als das, was aus Gott ist, und Seiner würdig ist. Welch ein trauriger Anblick muß es sein, wenn wir als Brüder gemeinschaftlich Gott loben, im Gotteshause gemeinschaftlich einstimmen in Psalmen und Lobgesänge und geistliche, liebliche

Lieder, und bald nachher wieder gegen einander asterreden oder sonst bösen Leumund machen? Wie können solche Gottesdienste dem Herrn wohlgefallen, wenn die Herzen unter einander und wider einander entbrannt sind in Uneinigkeit? Es heißt deshalb: „Wer ist weise und klug unter euch? Der er zeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth der Weisheit (d. h. in bescheidener oder sanftmüthiger Weisheit). Habt ihr aber bitteren Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit.“

Wenn man in solcher Weise seinen Wandel führt, daß man äußerlich scheint ein guter Christ zu sein, von Liebe viel Redens macht, aber im Herzen Neid und Zank trägt, so wird solcher Wandel zur Lüge; er ist nicht das, was er scheint. Salomon sagt: „Neid ist Eiter in den Beinen.“ Der Neid läßt den Neidischen nicht zur Ruhe kommen, sondern sowie ein Eiterfluß alle gesunden Säfte aus dem Körper wegführt, so kommt der Neidische nie zur Ruhe, nie zur geistigen Frische und Gesundheit. Alle geistlichen Segnungen verderben in ihm und gehen nutzlos verloren. Er ärgert sich, wenn Andere Vorzüge haben, wenn es ihnen wohl geht; es ärgert ihn, wenn etwas Gutes geschieht, daß nicht sein Name gepriesen wird. Hört er ein gutes Urtheil über Andere, so kann er es nicht unterlassen, die Schattenseiten derselben hervorzuheben, damit wenigstens ein Gegengewicht bleibt und der gute Eindruck geschwächt werde. Kann der Neidische gute Handlungen Anderer nicht gerade wegkneipen, so wird er doch so viel er kann, eigennützig oder andere üble Absichten ihnen unterzuschieben suchen.

Der Neid ist das ätzende Gift, welches die böse Zunge am meisten in Bewegung setzt, und dieser kann mit der Liebe nicht zusammen gehen. Der Neidische meint ein Weiser zu sein, indem er über Alles klug zu reden weiß, Alles seinem eitlen Urtheil zu unter-

werfen sucht; „aber“, heißt es (W. 15. 16) weiter, „das ist nicht die Weisheit, die von oben herab kommt; sondern irdisch, sinnlich und teuflisch. Sie ist irdisch, denn sie ist eigennützig und daher mißgünstig. Der Neidische möchte aus Allem, was er thut und sieht, Vortheil für sich ziehen; er thut nichts ohne irdische Berechnung. Sie ist sinnlich, denn sein Blick reicht nicht tiefer als die Sinne gehen, und er wünscht nichts Höheres, als was seine Sinne vergnügt. Einen überirdischen Lohn, ein himmlisches Erbtheil und edlere Absichten glaubt und kennt der Neidische nicht, und deshalb trauet er diesen Glauben auch Anderen nicht zu.“

Die Weisheit des Neidischen ist sogar teuflisch, und deshalb nicht von oben, sondern von unten: weil sie von dem herkommt, welcher voll Neid ist von Anbeginn, und als der Verkläger der Brüder vor Gott steht, und sie verklagt Tag und Nacht.

Wo Neid und Zank ist, da ist auch Unordnung und eitel böses Ding.

Die Weisheit von oben hat auch ihre Kennzeichen; sie ist aufs Erste keusch, darnach friedsam, gelinde, läßt sich ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch und ohne Heuchelei. Das wird der untrügliche Prüfstein also sein für die wahre Weisheit und Klugheit von oben, wenn er überhaupt seine Zunge gebraucht zum Reden; denn wenn wir von Zungenlinden sprechen, so dürfen wir darunter nicht bloß das Reden wider den Nächsten verstehen. Die Weisheit von oben also ist aufs Erste keusch. Es heißt: „Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen, sondern was nützlich ist zur Besserung, da es noth thut, daß es holdselig sei zu hören.“ Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Wo das Gespräch unkeusch ist, da geht der Mund über von der Unkeuschheit des Herzens. — Darnach friedsam. Wo das Gespräch eine Richtung nimmt, welches den Frieden zu stören sucht, kommt es nicht aus der Weisheit von

oben. Suchet Frieden, und jaget ihm nach. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Der Frieden Jesu Christi regiere allezeit in eurem Herzen. — Gelinde; selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden daß Erdreich besitzen. So heißt es auch: „Ein gelindes Wort stillt den Hader.“ Die Liebe läßt sich nicht erbittern, und stellet sich nicht ungeberdig. Schelten, zorniges Toben und Poltern zeugt von Unüberlegtheit und Uebereilung, wobei der Teufel und das eigene Fleisch leicht die Herrschaft bekommt.

Ferner: die Weisheit von oben läßt sich sagen; d. h. der Weise nimmt eine Gegenrede an, und hält sich nicht für so klug, daß er über allen Irrthum erhaben wäre; er läßt sich zurechtweisen, läßt Andere zum Worte kommen. Das thut der Eitle nicht gern.

Der Weise will nur die Wahrheit, wo er diese nun findet, das ist ihm gleich, ob bei ihm oder bei Anderen.

Der Weise ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte. Es liegt ihm nicht daran, daß er dem Nächsten wehe thue; darum oben ist er gelinde, weil er selbst die Schmerzen Anderer mitfühlt. Er giebt nicht bloß gute Lehren, sondern ist selbst voll Früchte guter Werke; er fängt mit sich selbst an Gutesethun an.

Der wahre Weise ist unparteiisch; er erkennt die Wahrheit an auf allen Seiten, wo er sie findet, und läßt sich in seinem Urtheile nicht bestechen. Er ist endlich ohne Heuchelei, weil er aufrichtig ist; er spricht so wie er denkt.

Ja, das sind die wahren Kennzeichen der himmlischen Weisheit; wo sie fehlen, da fehlt auch die Weisheit selbst. „Die Frucht der Gerechtigkeit wird aber gesät im Frieden, denen, die Frieden halten.“ Das ist der Schluß dieser herrlichen Ermahnung Jakobi. Halten wir also den Frieden, so wird uns auch die Frucht der Gerechtigkeit mit wachsen.

Wie sehr sollten wir uns das Wort unseres Erlösers einschärfen: „Ich sage

euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte, von einem jeglichen unnützen Worte das sie geredet haben.

Die Gründung der Kirche in Deutschland.

Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Darauf segnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und siehe, der Wegweiser, der Teufel, war verschwunden, und das prachtvolle Gebäude war nichts als ein Haufen Roth. Der Diakon aber und der Frieze hatten Mühe durch Morast und dickes Gebüsch sich mühsam durchzuarbeiten, bis sie nach drei Tagen die Stadt wieder erreichten, wo sie den König Ratbod todt vorfanden.

Das mag um dieselbe Zeit gewesen sein, wo, wie oben erzählt, der heilige Willibrod den Ratbod Nachts im Traum an der glühenden Kette gesehen hatte. Doch wir wollen nun zum Priester Winfried zurück, welcher nach seinem ersten vergeblichen Besuch von Friesland wieder zurückkehrte zu dem Kloster Nuscelle.

Noch nicht lange hatte Winfried die Ruhe des Klosters genossen, als der Abt desselben starb. — Jetzt wurde er von der Gesellschaft zum Nachfolger erwählt, was er indeß entschieden ablehnte. Statt dessen ging er mit einem Empfehlungsschreiben seines Bischofs nach Rom. Dieser Bischof war der sowohl seiner Tugenden als der Lehre wegen damals berühmte Bischof Daniel von Winchester.

Als Winfried in Rom angelangt war, stellte er sich dem Papste Gregor II. vor, und entdeckte ihm das Verlangen, an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten.

Der Papst blickte dem Winfried freundlich ins Angesicht. — „Hast du keine Briefe von deinem Bischöfe, lieber

Sohn?“ fragte er diesen; Winfried langte einen verschlossenen Brief unter seinem Mantel hervor, welcher an Papst Gregor II. adressirt war, und dann noch einen zweiten offenen Brief, welcher, nach damaliger Gewohnheit eine Empfehlung enthielt an alle Christen. Der Papst nahm die Briefe und gab Winfried ein Zeichen, daß er sich vorläufig entfernen möchte. Darauf las er dieselben bedächtig durch und ging mit sich zu Rathe, was hier zu thun sei. Bald darauf mußte Winfried wieder vor Gregor erscheinen; Beide hielten verschiedene Male ausführliche Unterredungen zusammen, aus denen der Papst die vollkommene Ueberzeugung gewinnen mußte, daß er es nicht mit einem Manne von gewöhnlichem Schlage zu thun hatte, sondern daß Winfried ein Werkzeug sei, mit dessen Anwendung für die Kirche möglicher Weise Vieles zu erreichen stehe. Deshalb ging er mit großer Bereitwilligkeit auf das Anerbieten Winfrieds ein, fertigte ihm ein Handschreiben aus, datirt vom 15. Mai 716 (im 3. Jahre der Regierung des Kaisers Leo II.) und sandte ihn, sobald die Jahreszeit und Bitterung es erlaubte, beschenkt mit Reliquien zurück. Versuchen also mit der päpstlichen Vollmacht, allen ungläubigen Völkern das Evangelium zu predigen, wohin er auch immer kommen möge, kehrte Winfried noch in demselben Sommer freudig von Rom zurück, und besuchte zunächst die Lombarden, wo er von dem Könige Luitprand sehr freundlich empfangen wurde. Von dort wanderte er durch Bayern nach Thüringen und fing daselbst sofort seine Missionsarbeit an.

Manche evangelische Kirchenhistoriker tadeln Winfried über diesen Schritt sehr bitter, daß er seine ganze Missionsarbeit auf diese Weise in des Papstes Hände gelegt, und sich also zu dessen Werkzeug und die durch ihn Bekehrten und Getauften päpstlich gemacht hätte.

Es ist wohl kaum nöthig, über das Thörichte eines solchen Vorwurfs noch ein Wort zu schreiben. Zunächst war es doch das Allerichtigste und Beste

von der Welt, was er nur irgend thun konnte, wenn er seine Arbeit nicht auf eigene Hand betreiben, und eine Sekte von Winfriedianern stiften wollte, unter welchen er sich selbst zu einem Papste gemacht hätte oder hätte machen lassen; vielmehr war es ganz in der Ordnung, daß er seine Missionsarbeit im kirchlichen Auftrage und unter kirchlichem Schutz und Segen betrieb. Oder denkt man, der Herr selbst hätte eine Vollmacht und Sendung Seiner Boten nicht für nöthig gehalten? Da Er persönlich und dem Leibe nach jetzt nicht auf Erden gegenwärtig ist, sondern noch bis zu Seiner Wiederkunft zur Rechten des Vaters sitzt, so ist eine Sendung und Bevollmächtigung durch diejenigen bestehenden Ordnungen auf Erden nöthwendig, welche zur Zeit vorhanden sind. Außer einer solchen ordnungsmäßigen Sendung wäre die Mission einem Freischärlerthume ähnlich gewesen, dessen Arbeit nicht mit der bestehenden Kirche eine fortgesetzte Bauarbeit, sondern ein Separatbau ohne Zusammenhang geworden sein würde. Daß aber seine Arbeit im Sinne der römisch-katholischen Kirche geschah, und der fortgesetzte Bau die Form derselben annahm, war um deswillen nicht gut anders möglich, weil er selbst derselben als Priester angehörte, und man damals überhaupt noch nicht soviel von mehrerer Kirchen wußte wie jetzt. Auf diese Weise wurde es daher möglich, sofort auf eine planmäßige Weise zu arbeiten, was gewiß ein sehr großer Vortheil für das ganze Werk war.

Wir brauchen uns ebensowenig an den damaligen Einrichtungen, z. B. an dem Mönchs- und Nonnenthum u. s. zu stoßen; diese Institute waren für jene Zeiten ganz geeignet und paßten ganz in die damaligen Verhältnisse.

Winfried war also kaum im Thüringischen angelangt, so fing er auch sofort an, unter den Vornehmen, wie unter dem Volke das Evangelium zu predigen. — Diejenigen, welche er schon als Getaufte vorfand, ermahnte er zu einem ordentlichen Lebenswandel, und

suchte so den schon vorhandenen Bischöfen und Priestern ein treuer Mitarbeiter zu werden. Als er nun vernahm, daß der Friesenkönig Ratbod gestorben sei, war seine Freude und Hoffnung groß, daß ihm nun der Weg in diesem Lande für die Verkündigung des Evangelii geöffnet sei. Er säumte nicht, sich unverzüglich nach Friesland zu begeben, um Willibrod in seiner Arbeit zu unterstützen. Ihre Arbeit stand jetzt unter dem Schutze Karls, welcher nun Regent der Friesen war. Diese angenehme Nachricht schrieb er der Abtissin Bugga nach Kent und bat zugleich um Uebersendung der Akten der Märtyrer. Die Abtissin antwortete sehr gütig und übersandte ihm zugleich 50 Dukaten nebst einer Altardecke mit der Bitte, für einen ihrer verstorbenen Verwandten Messe zu lesen.

Winfried arbeitete nun mit Willibrod, dem Bischof zu Utrecht, drei Jahre lang an der Bekehrung der Friesen; Viele derselben wurden bekehrt, mehrere Gözentempel riß er nieder und christliche Kirchen wurden erbaut. Willibrod war indessen schon sehr gealtert, und er sehnte sich deshalb, einen getreuen Nachfolger zu sehen, wozu er denn keinen tüchtigeren zu finden glaubte, als seinen rüstigen Freund und Gehilfen Winfried. Dieser war jedoch weit entfernt, die Wahl anzunehmen. Als aber der Bischof Willibrod sehr stark in ihn drang, eröffnete er ihm, daß der Papst ihn bereits für die Arbeit unter den deutschen Völkern ernannt habe, und bat ihn deshalb, ihm an der Erfüllung dieser seiner Lieblingsarbeit nicht ferner hinderlich zu sein. Darauf willigte Willibrod ein, und erteilte ihm seinen bischöflichen Segen.

Darnach reiste Winfried denn von Utrecht ab, und besuchte zunächst das Hessenland. Dort wandte er sich nach einem Orte Amönaburg, welcher nicht weit von Marburg auf einem Hügel liegt und zwei Brüdern gehörte. Dies war etwa ums Jahr 720 oder 722. Seine Predigt wurde hier sehr gesegnet,

denn die beiden Brüder und eine Menge Volks bekehrten sich, und da ihm die Ersteren diesen Ort schenkten, so erbaute er hier ein Kloster, um von da aus das begonnene Evangelistenwerk mit desto größerem Erfolg betreiben zu können. Sodann ging er nach der Grenze Hessens, wo er mit den Sachsen näher in Berührung kam, und mit gleichem Erfolg arbeitete, indem durch ihn viele Tausende bekehrt und getauft wurden.

Auf dieser Reise hatte Winfried einen Jüngling bei sich, Gregorius war sein Name, welcher einer seiner vornehmsten Schüler wurde. Er stammte aus Frankreich von einem sehr vornehmen Geschlecht ab; nämlich er war ein Sohn Abberichs, dessen Mutter Abela die Tochter des Königs Dagobert II. war. Auf seiner Reise von Friesland nach Hessen war Winfried zu Palens bei Trier in dem Kloster eingekehrt, welches Abela gestiftet hatte, und woselbst sie Aebtissin war. Winfried feierte in ihrem Kloster die Messe, wie er unterwegs zu thun pflegte, und ersreute sich dort einer liebevollen Aufnahme. Nachdem wurde er mit der Familie zu Tisch geladen. Der junge Gregorius, welcher erst kürzlich den Hof verlassen hatte, mußte während der Mahlzeit ein Stück aus einer lateinischen Bibel vorlesen. Es wurde ihm das Buch gegeben, und nach vorher empfangenen Segen fing er an zu lesen. Winfried sagte ihm: „Ihr leset schön, mein Sohn, wenn ihr das, was ihr leset, auch versteht.“ Der junge Prinz versicherte es, und fing von Neuem an zu lesen. Winfried fiel ihm in die Rede: „Ich verlange das nicht, mein Sohn, erklärt mir aber das, was ihr leset, in eurer Muttersprache.“ Gregorius gestand, daß er dazu noch nicht im Stande sei. Auf seine Bitte that es dann Winfried selbst, und zwar in der Weise, daß er den Jüngling nun wiederum aufforderte zum Weiterlesen,

und nach jedem Satze innehalten ließ, um inzwischen die Aebtissin und die Familie zu belehren. Gregor wurde durch die Rede des Winfried so mächtig ergriffen, daß er fortan sich an seine Großmutter wandte mit der Bitte, ihn mit diesem heiligen Manne ziehen zu lassen, um von ihm die heilige Schrift zu lernen. Es kostete erst manchen Kampf; denn die Aebtissin wollte es nicht bewilligen, daß er mit einem fremden Manne zöge, welchen sie weiter nicht kannte, und von dem sie nicht wisse, wohin er ginge.

Gregor gab nicht nach. „Und wenn ihr mir auch kein Pferd mitgeben wollt“, sagte er mit Wärme, „so will ich sehr gern diesem heiligen Manne zu Fuß nachfolgen.“ Endlich willigte die Großmutter ein, und gab nicht bloß die Erlaubniß, sondern auch noch Bedienten und Pferde mit, denn der Jüngling war sehr zärtlich am Hofe erzogen.

Die Reise war sehr beschwerlich; und namentlich die jezig., die sie von Ansburg nach Sachsen und Thüringen machten, auf der, wie oben angedeutet. Gregor den Winfried begleitete. Als sie nach Thüringen kamen, fanden sie die Ortschaften durch die Sachsen verbrannt und verwüstet. Die Einwohner waren verarmt, so daß sie Mangel an Lebensmittel litten. Die Glaubensboten mußten also durch Händearbeit sich Brot verschaffen. Oftmals zwang sie die Furcht vor den Heiden in den Städten Schutz und Sicherheit zu suchen, bis Truppen genug waren, sie zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Da mit der nächsten Nummer, Monat Juli, das zweite Halbjahr beginnt, so werden die Leser ersucht, recht bald ihre Bestellungen wieder zu erneuern.
Die Redaktion.

Redaction von H. Geyer. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)
Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlic der Postauslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 7. Hamburg.

Monat Juli 1875.

Der Weg zur Erhöhung.

(Lucas 14, 7—11.)

Gott widersteht den Hoffärtigen; aber den Demüthigen giebt Er Gnade. Dieser göttliche Ausspruch findet an vielen Stellen der heil. Schrift seine Anwendung; denn der Stolz ist nicht bloß eine Eigenschaft des Satans, sondern er ist auch sein Werk in den Fleischlichgesinnten. Stolz und Hochmuth findet sich aber nicht bloß bei einzelnen Seelen, sondern er kann sich auf ganze Gemeinschaften übertragen; und da zeigt er sich denn in dem eitlen und selbstgefälligen Beschauen aller Vorzüge, die solche etwa haben, oder doch zu haben scheinen.

In dem Hause eines Obersten der Pharisäer, woselbst unser Herr mit Anderen zu Gaste geladen war, fand Er Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß die Gäste alle darnach trachteten, die obersten und vornehmsten Plätze einzunehmen. Jeder hatte von sich die Meinung, daß ihm doch wenigstens weit eher eine solche Ehrenstelle zukomme, wie einem Andern. Der Herr, welcher die Wahrheit nicht leicht verschwie, gab den Gästen die schöne Regel, falls sie geladen würden, sich lieber unten an zu setzen und nicht oben. Wenn dann etwa der Gastgeber

erscheine, würde derselbe den Bescheidenen nöthigen, doch hinauf zu rücken; den Unbescheidenen aber, welcher sich selbst vorangebrängt habe, würde er hinabrücken heißen, wenn ein Ehrbarer noch erscheine, und dann müsse er Beschämung ertragen vor Allen. Denn fügte der Herr noch hinzu: Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.

Die Anwendung dieser Lehre unseres Herrn gilt jedem einzelnen Christen, und ist besonders auch jungen Christen dringend zu empfehlen. Bescheidenheit und Demuth ist eine Zierde, welche Jedermann wohl ansteht; den Jungen gegenüber den Alten; den Untergebenen gegenüber ihren Vorgesetzten: Eltern, Herren und Frauen, Meistern, Lehrern, Geistlichen, Obrigkeiten u. s. w. Es ist ein beklagenswerthes Zeichen der letzten Zeit, wenn man diese Tugend unter den Christen häufig vermisst. Wir sehen, unser Herr und Meister hielt sehr darauf. Was aber der Herr so sehr mißbilligt an den Einzelnen, das ist Ihm jedenfalls auch nicht wohlgefällig an ganzen Gemeinschaften.

Unser Herr ist selber ein Gastgeber, welcher alle Kinder Gottes, die Christen, bei sich zu Tische ladet, sie zu speisen mit Seinem heil. Leib und Blut, mit

dem Brote des Lebens und mit dem Kelch des Heils. Er ist ja der Mensch, welcher Seinen Gästen ein großes Abendmahl macht und Viele dazu ladet.

Unzählige erscheinen auch an seiner Tafel; nicht bloß Einzelne, sondern ganze Confectionen, und Kirchengemeinschaften. Der Herr, welcher sie alle einladet, steht und schaut nachdenklich den Gästen zu, wie sie sich niederlassen. Er läßt sie Alle wählen. Aber wird er dabei eine andere Erfahrung machen, wie damals, im Hause jenes Obersten? Da kommt eine Confection nach der andern, und wenn man ihr Urtheil über sie selbst anhört, so läuft es dahin aus, daß Viele von ihnen oben an zu sitzen wähnen.

Wenn der Herr kommt, Seine Gäste zu befehen, dann wird es sich zeigen, wer würdig ist, oben oder unten an zu sitzen; oder schon vorher, wenn noch Würdigere erscheinen, werden Diejenigen weichen müssen, welche sich selbst schon nach oben gedrängt hatten. Die Würdigkeit zu beurtheilen, gehört dem Herzenstündiger allein zu. Worin besteht aber die Würdigkeit? Wir Alle haben nichts vor Gott zu bringen aus unserm natürlichen Menschen, das Ihm gefallen könnte. Aus Gnaden seid ihr selig worden, durch den Glauben; und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf das sich nicht Jemand rühme. (Eph. 2, 8. 9.)

So widerlich es nun ausseht, wenn ein Mensch sich gegen den andern rühmt und aufblähet, gerade so widerlich ist es, wenn eine Kirchenpartei, und eine Sekte sich wider die andere aufblähet. Fast alle Sekten, welche je und je aufgetaucht sind, haben sich für die kleine Schaar der Auserwählten gehalten. Es mag sein, daß unter ihnen sich eine Schaar der ausgezeichnetsten und edelsten Christen findet; doch ist es ein mißliches Ding, sich selbst dafür zu halten. Unser Herr wird bei Seiner Zukunft die Schafe von den Böcken scheiden, und an das Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den

Rath der Herzen offenbaren. Er wird Seine Auserwählten sammeln von den vier Winden; aber wird er sie finden, und wo? Sind Seine Auserwählten solche fertige Heilige, die er bloß auszusondern braucht, um sie in den Hochzeitsaal einzuführen? Wir hören es aus eigenem Munde: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Wenn Du ein Mahl machst, so lade nicht Deine Freunde, noch Deine Brüder, noch Deine Gefreundeten, noch Deine Nachbarn, die da reich sind, auf daß sie Dich nicht etwa wieder laden, und Dir vergolten werde. Sondern wenn Du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Lahmen, die Krüppel, die Blinden. So bist du selig; denn sie haben es nicht, Dir zu vergelten. Es wird Dir aber vergolten werden, in der Auferstehung der Gerechten.

Aus solchen soll die ganze Anzahl Seiner Tischgäste bestehen, während die Erstgeladenen, welche als eingebildete Heilige die Einladung verschmähen, ausgeschlossen und Sein Abendmahl nicht schmecken werden. Daß alle diese Elenden, und noch von der Macht des Satans und des Fleisches Gebundenen, gelöst, und zubereitet werden sollen, als die Heiligen Gottes, das will den Pharisäern und Obersten nicht in den Sinn. Das wollte auch dem ältesten Sohne jenes Vaters nicht in den Sinn, dessen verlorener Sohn wiederkehrte und vom Vater das beste Kleid und den goldenen Ring erhielt. Der Bruder gedachte nur der vergangenen Sünden, und nicht des voll Reue und Buße zerknirschten Herzens.

Die Israeliten glaubten sehr stark an ihre Bevorzugung vor allen Völkern, daß sie stolz darauf wurden. Gott hat sie allerdings ausgewählt; aber konnten sie den heiligen und gerechten Gott und Herrn zwingen, sie nie zu verlassen, sobald sie üppig, weltlich und gottlos wurden? So hat der Herr die Kirche sich erwählt aus den Heiden, und sie an der Juden Statt gesetzt; Paulus aber schreibt: Sie sind abgebrochen um ihres Unglaubens willen;

du aber stehst durch den Glauben: sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Denn Gott hat der natürlichen Zweige nicht verschont, daß Er vielleicht dein auch nicht verschone! Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibst; sonst wirst du auch abgehauen werden. (Römer 11, 20—22.) Die Juden trohten auf ihren Tempel und die göttlichen Verheißungen; dennoch ward Tempel und Stadt der Erde gleich gemacht.

Ganz in derselben Lage sind die christlichen Gemeinschaften, welche zur Zeit ihrer Gründung göttliches Leben, lebendige Frische und reiche Liebesthätigkeit entwickeln. So lange sie sich nicht trennen von der lebendigen Quelle, so lange sie gesunde Lehre, heiliges Leben, christliche Liebe, Einheit und Eintracht im heiligen Geiste beobachten, schützt und segnet sie der lebendige Gott. Wenn sie aber Jhu, die lebendige Quelle verlassen; wenn sie anderen Göttern dienen; wenn sie eitel werden und sich in der Selbstgefälligkeit fleischlicher Ueberhebung über andere Christen erheben, sie richten und in fleischlicher Sicherheit sich einwiegen: dann wird Gott Seine Hand von ihnen abziehen; Er wird Verachtung auf sie schütten wie Wasser, wird sie in Thorheit gerathen lassen, bis sie aufwachen aus ihrer Schläffheit oder Trunkenheit. Sollten wir uns nicht den Spiegel des göttlichen Wortes vorhalten, um zu erfahren, wie es mit uns steht? Sollten wir nicht um so mehr wachen und nüchtern sein in allen Stücken? Können gedruckte oder geschriebene Lehrsätze, oder der göttliche Eifer, die Glaubensfreudigkeit und Hingebung unserer Väter, oder unserer selbst in vergangenen Zeiten, uns jetzt noch schützen und sichern, vor dem Verfall? O, daß wir doch nüchtern würden aus allen Träumen, in welche die Sicherheit des Fleisches den Christen einzuwiegen vermag: Weil Luther und andere Reformatoren einst lebendig waren im Glauben: sind es darum

auch ihre Anhänger noch, welche ihren Namen tragen? Weil Zinzendorf, Franke, Spener u. A. einst lebendige Glaubenshelden waren, sind es darum auch noch heute ihre Nachkommen? Und wenn nun trotzdem die heutigen Glieder frommer Gesellschaften sich als die vornehmsten Glieder der Kirche betrachten, so wird unser Herr auch ihnen die goldene Regel geben: Setze dich nicht oben an, wo du geladen wirst, sondern unten an; dann wirst du Ehre haben vor allen Gästen, wenn der Herr dich als den Bescheidenen hinaufrücken heißt.

Wir wiederholen es: Der Herr hat in allen frommen Gemeinschaften gewiß ein gutes Theil Seiner wahren Jünger; aber Er wird Seine Auserwählten sammeln aus allen Kirchen, Confectionen, Parteien und Gesellschaften, durch Seine Boten mit heller Passaune. Vergessen wir nicht, daß Seine gesammte Kirche Seine Auserwählte ist, welche Er sich heiligt und zubereitet als eine geschmückte Braut. Sie soll mit ihm zu Tische sitzen in Seinem Reiche, und du und wir alle sollen als Glieder der Einen Kirche mit ihm zu Tische sitzen. Wie mancher Bescheidene, welcher von sich sehr gering dachte, wird erstaunen, wenn er sich einst im Hochzeitsaale des Lammes erblicken wird; aber wiederum werden viele Aufgeblasene und Stolze, welche hoch und erhaben über brave Christen hinwegschauerten, erstaunen und erschrecken, wenn sie dort nicht erscheinen dürfen; vielmehr der Herr ihnen antworten wird. Ich kenne euch nicht. Gott widerstehet den Hoffärtigen; aber den Demüthigen giebt Er Gnade.

Die Gründung der Kirche in Deutschland.

Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Winfried hatte nun eine Zeitlang in gesegneter Weise weiter gewirkt, als

er das Bedürfnis fühlte, jetzt einmal einen Gesamtüberblick zu werfen auf sein Arbeitsfeld. Er entwarf einen ausführlichen Bericht über den Erfolg seiner Mission, und sandte denselben nebst einem Briefe durch einen seiner Begleiter nach Rom an den Papst. Der Brief enthielt auch noch Anfragen um Rath wegen einiger schwieriger Punkte.

Der Papst durchlas den Bericht nebst Brief mit sichtlichem Wohlbehagen; er sah, er hatte sich nicht getäuscht in seinen Erwartungen, und er war augenblicklich darüber im Klaren, daß es jetzt nicht gethan sei mit etlichen schriftlichen Rathschlägen, welche er dem Winfried hätte leicht geben können; sondern er entwarf einen größeren Plan. Nur ganz kurz schrieb er daher dem Manne zurück, der nun als ein Liebling vor seiner Seele stand, und entbot ihm seinen freundlichsten Gruß nebst einer persönlichen Einladung nach Rom, um mündlich ausführlicher zu berathen, was weiter zu thun sein möchte.

Winfried machte sich deshalb ungefümt selber auf den Weg, um zum andern Male nach Rom zu wandern; eine große Anzahl seiner Schüler begleitete ihn dahin.

Sobald Gregor II. von Winfrieds Ankunft Kunde erhielt, gab er Befehl, daß er in einem Gasthause wohl aufgenommen würde. Darauf ließ er ihn nach der Kirche St. Petri kommen, und examinierte ihn über den Glauben der Kirche. Winfried erbat sich die Erlaubniß, sein Glaubensbekenntniß schriftlich aufsetzen und überreichen zu dürfen. Dies geschah, und nach einigen Tagen ließ der Papst ihn wieder zu sich rufen, gab ihm die schriftliche Arbeit zurück und hieß ihn neben sich niedersitzen. Bleib bei diesem Glauben, mein Sohn, sprach dann der Papst, und fahret muthig fort, Andere in dieser heilsamen Lehre zu unterrichten. Fast den ganzen Tag behielt Gregor den Priester Winfried bei sich, und befragte sich mit ihm über Religionsachen und über die Bekehrung

der heidnischen Völker. Endlich erklärte er dem schon übergelücklichen Winfried: „Mein Sohn, ich ernenne dich hiermit zum Bischof der Völker, welche noch keinen Hirten haben.“ Winfried nahm tief bewegt diese Würde sammt dem Auftrage an, und dankte dem Kirchenfürsten mit verbindlichen Worten. — Der 30. November 723, an welchem das Fest des heiligen Andreas einfiel, wurde zu seiner feierlichen Ordination festgesetzt, und an diesem Tage auch vollzogen. Der Papst veränderte bei dieser Gelegenheit den Namen des neuen Bischofs und nannte ihn Bonifacius, indem er glaubte, dieser alt-römische Name sei mehr geeignet, Achtung für den päpstlichen Stuhl zu erwecken, als der englische. Zugleich mußte Bonifacius (wie wir ihn nun ferner auch nennen wollen) einen schweren Eid vor dem Papste ablegen. In demselben gelobte er, die Lauterkeit des Glaubens und die Einigkeit der Kirche aufrecht zu erhalten, mit dem päpstlichen Stuhle alle Zeit übereinstimmend zu handeln, sein und der römischen Kirche Bestes zu fördern, mit den Bischöfen, welche die Canons nicht beobachteten, keine Gemeinschaft zu haben, um sie so viel als möglich zur Ordnung anzuhalten, oder den Papst davon in Kenntniß zu setzen. Diesen Eid hatte er eigenhändig geschrieben und legte ihn auf den Leichnam des heiligen Petrus, woraus hervorzugehen scheint, daß Bonifacius auch in der Kirche des Vaticanus ordinirt wurde.

Der Papst übergab ihm nun ein Buch, in welchem die Kirchenverordnungen enthalten waren, welche ihm zur Richtschnur seines Verhaltens dienen sollten. Außerdem gab er dem Bonifacius noch sechs Briefe mit. — Der erste war an Karl Martell gerichtet, worin er demselben den Bischof Bonifacius anbefiehlt, welcher an die Ungläubigen in den östlichen Theilen des Rheins gesandt werde. Das andere Schreiben war an alle Bischöfe, Priester und Diakonen, an die Herzöge, Grafen und an alle Christen gerichtet, worin

diese sämmtlich ermahnt werden, den Bonifacius und sein Gefolge gut aufzunehmen, und ihm sowohl Lebensmittel, als nöthigen Beistand zu verschaffen; diejenigen aber, welche sich seinem Dienste widersetzen würden, werden mit dem Anathema bedroht. Dieser Brief war vom 1. Dezember 723 datirt. Der dritte Brief betraf die Geistlichkeit und das Volk, über welches Bonifacius die Aufsicht bekam, und enthielt zugleich die Regeln, die er bei seinen Amtsverrichtungen zu beobachten hatte. — Der vierte Brief war an die Christen in Thüringen gerichtet, besonders an die fünf Fürsten, welche damals dort regierten. Das fünfte Sendschreiben war an alle Thüringer, namentlich an die Heiden gerichtet, worin sie ermahnt werden, den Belehrungen des Bischofs Bonifacius Gehör zu geben, sich taufen zu lassen, ihm ein Haus, sich selbst aber Kirchen zu erbauen. — Der letzte Brief war an alle alten Sachsen gerichtet, worin sie gleichfalls zur Entfugung der Abgötterei und zur Aufnahme Bonifacius ermahnt werden.

Mit diesen Brieffschaften, und also mit Amt und Würden aufs Neue ausgerüstet, begab sich Bonifacius denn ungefümt auf seine Rückreise, und besuchte zunächst den Hof Karl Martells, um sich dessen Unterstützung zu erwerben. Sodann reiste er wieder auf sein Arbeitsfeld nach Hessen und Thüringen, um dort seine Wirksamkeit mit neuem Eifer fortzusetzen.

Bonifacius wirkte inzwischen muthig fort an dem heiligen Werke der kirchlichen Mission; doch dürfen wir keineswegs glauben, daß er damit so glatt fortgekommen wäre, ohne auf irgend welche Hindernisse zu stoßen. Einige hatten wohl den christlichen Glauben angenommen, auch sich taufen und durch Auflegung seiner Hände sich confirmiren lassen. Seinen weiteren Belehrungen aber, besonders den Ermahnungen, nun auch als neue und bekehrte Menschen zu leben, allem Aberglauben und Abgötterei für immer zu entsagen, wollten sie kein Gehör geben; vielmehr

brachten sie den grünen Bäumen um den Brunnen fortwährend noch Opfer. Andere fragten noch die Wahrsager und Zeichendeuter um Rath, beschäftigten sich mit Zauberkünsten, beobachteten den Flug und das Geschrei der Vögel u. s. w. Einige übten diese Gräueltaten heimlich, Andere öffentlich.

Zu Geismar im Heßischen stand eine große Eiche, welche dem Donnergötze Tor, dem Jupiter der Deutschen, gewidmet war. Dieser Baum war von ungeheurem Umfange und wurde göttlich verehrt. Bonifacius war oft gewarnt vor diesem Heiligthume, wenn er von den Gözen so verächtlich sprach. Er faßte den Muth, zu befehlen, diesen Baum umzuhauen, um die Nichtigkeit der Gözen zu beweisen. Einige ermunterten ihn dazu, Andere fürchteten die Rache Tor's, Niemand wollte Hand anlegen an dies Heiligthum.

Jetzt ergriff er selber die Art, um den Baum zu fällen: fast Alle fürchteten den Einsturz des Himmels. Bonifacius hieb mit der Art muthig hinein, bis der Baum fiel und in vier Stücke spaltete, was den Heiden sehr wunderbar vorkam. Als sie nun sahen, daß nichts darnach sich änderte im Laufe der Natur, vielmehr das Gewölbe des blauen Himmels stehen blieb und Gottes Sonne fortfuhr, ihre goldenen Strahlen herabzusenden: da faßten die Geängstigten wieder Muth und bekamen sich beschämt zu dem wahren Christenglauben. Bonifacius ließ von dem Holze der Donnereiche eine christliche Kapelle erbauen.

Zu eben dieser Zeit empfing Bonifacius einen Brief von seinem alten Bischof Daniel von Winchester, welcher sehr merkwürdig ist durch seinen Inhalt, indem er uns eine Anschauung bietet über die Art und Weise, wie man damals das Bekehrungswerk unter den alten Sachsen betrieb und uns zugleich einen Einblick gewährt in manche damalige Verhältnisse, was für die richtige Auffassung der Geschichte immer sehr wichtig ist. Wir lassen aus dem Briefe wörtlich hier folgen, soviel für

diesen Zweck dienlich ist. Es heißt darin:

„Ihr müßt nicht gleich die Geschlechtsregister ihrer alten Götter über den Haufen werfen. Räumet ihnen ein, daß sie gleich den Menschen durch die Vereinigung beiderlei Geschlechter von einander erzeugt werden; um ihnen wenigstens zu zeigen, daß sie nie vorher gewesen sind. Wenn sie werden gestehen müssen, daß die Götter einen Anfang gehabt haben, so fraget sie alsdann, ob sie glauben, daß diese Welt einen Anfang gehabt habe, oder ob sie von Ewigkeit her gewesen ist. Hat sie einen Anfang genommen; wer hat sie erschaffen? Ohne Zweifel werden sie vor der Erschaffung der Welt keinen Ort finden, wo geborne Götter hätten wohnen und leben können; denn ich belege nicht allein diesen Erdball u. jenen sichtbaren Himmel, sondern auch alle Räume, welche sich die Heiden nur einbilden können, mit dem Namen der Welt. Behaupten sie aber, daß die Welt von jeher gewesen sei, so bemühet euch, ihnen diesen Irrthum durch viele Gegenbeweise zu benehmen; und fraget sie inzwischen, wer die Welt beherrscht habe, ehe die Götter geboren worden, und wie sie sich die Welt, die doch längst vor ihnen gewesen, haben unterwürfig machen können? Woher glauben sie denn, daß der erste Gott und die erste Göttin entstanden sei? Und wenn auch die Götter und Göttinnen noch andere ihres Gleichen hervorbrächten, warum zeugen sie nicht mehr, wenn sie aufgehört haben. Fahren sie aber fort zu erzeugen, so muß die Anzahl der Götter unzählig sein; die Menschen wissen nicht, wer der mächtigste sei, und man muß befürchten, einen Gott zu beleidigen, der noch größer ist, als der, dem man dienet. Fraget sie, ob man ihren Göttern wegen einer gegenwärtigen und zeitlichen, oder wegen einer zukünftigen und ewigen Glückseligkeit dienen müsse. Ist es eine zeitliche Glückseligkeit, so mögen sie uns sagen, in welchem Stücke die Heiden glücklicher sind, als die Christen. Gewinnen die Götter, die doch alles in

in ihrer Gewalt haben, etwas mit ihren Opfern? warum gestatten sie, daß die Menschen dennoch ihnen etwas geben können? Sind sie dessen bedürftig, warum nehmen sie das nicht von sich selbst, was sie doch weit besser haben? Sind sie aber dessen nicht bedürftig, so glaubt man umsonst und vergeblich, sie durch dergleichen Opfer besänftigen zu können. Diese und andere ähnliche Einwürfe müßet ihr ihnen machen, doch nicht in der Absicht, ihrer zu spotten, sondern vielmehr mit großer Bescheidenheit und Mäßigung. Ihr müßet diese abergläubigen Meinungen, um sie über den Haufen zu werfen, von Zeit zu Zeit gegen die christliche Lehre halten, damit die Heiden mehr in eine Art Verwirrung, als in Zorn und Unwillen gerathen, damit sie sich ihrer abgeschmackten und seltsamen Meinungen selbst schämen müssen, und nicht glauben, daß uns ihre Fabeln und verabscheuungswürdigen Gebräuche unbekannt sind. Ihr müßt ihnen überdies noch sagen: Wenn die Götter allmächtig und gerecht sind, so belohnen sie nicht nur diejenigen, die ihnen dienen, sondern sie bestrafen auch die diejenigen, welche sie verachten. Und wenn sie sowohl das eine, als auch das andere in diesem Leben thun, warum gehen sie mit den Christen so ver schonend um, die doch die ganze Welt von dem ihnen schuldigen Dienste abspänstig machen? Woher kommt es, daß die Länder der Christen so fruchtbar sind und ihnen Wein, Del und alle Arten von Gütern geben? Woher kommt es, daß sie den Heiden und ihren Göttern nur solche Länder gelassen haben, die ein ewiges Eis bedeckt und wo sie, von dem übrigen Theile des Erdbodens vertrieben, nach dem gemeinen Vorgeben noch herrschen sollen? Ihr müßt die Größe der christlichen Welt, gegen welche diejenigen, die noch im alten Irrthum stecken, so wenig zu bedeuten haben, oft vorstellen. Und damit sie sich nicht rühmen, als wenn die Herrschaft ihrer Götter rechtmäßig sei, weil ihre Nation dieselben jederzeit erkannt habe; so müßt

ihr ihnen zeigen, daß ehebem die ganze Welt unter dem schrecklichen Joch des Götzendienstes gelegen, bis sie durch die Gnade Jesu Christi mit Gott wieder ausgehört worden.“

Dies sind die Lehren und Unterweisungen, die der Bischof Daniel dem Bonifacius ertheilte. (Fortf. folgt.)

Macht des Gebets.

Wie viel das Beten vermag, lehrt nachfolgende Geschichte. Die erwähnten Personen werden wahrscheinlich meist noch am Leben sein.

Der Vater ist ein Kupferschmied und hatte zwei Söhne. Der älteste von der ersten Frau hat des Vaters Handwerk gelernt, ist Geselle geworden, heirathet, fängt seines Vaters Geschäft für sich an, und prozeßet mit dem Vater, bis dieser so arm wird, daß er kein Kupfer mehr kaufen kann. Der jüngere Bruder geht noch in die Schule, als der Vater von Haus und Hof getrieben wird. Die Schwestern sind noch jünger. Aber von zwei Dingen lassen alle nicht, vom Glauben und von dem Werkzeuge. Die Hämmer werden rostig, der Ambos wird rauh, denn in langen Jahren ist nichts geschmiedet worden, bis der Sohn achtzehn Jahre alt wurde. Er hat alles getrieben, was Geld einbrachte. Zuletzt hat er eine Fischerei gepachtet und gefischt, wo er fünf Gulden auf einmal durch einen Fischzug zusammenbringt. Er sagt Niemanden etwas von dem Gelde. Beim Vater nimmt er Urlaub, er wisse was zu verdienen. Fort geht es mit den fünf Gulden nach Frankfurt, achtzehn Stunden weit zu Fuß, zu dem Millionär, bei dem der Vater früher Kupfer kaufte. Zwei Stunden vor Frankfurt wird übernachtet. Trockenes Brot hat er in der Tasche. Für einen Kreuzer Milch weicht es auf. Dann geht er in den Stall auf die Streu für zwei Kreuzer. Und nun kniet der Jüngling nieder. Sein Gebet wird laut. Er betet lang, Gott wolle dem reichen Manne das Herz öffnen, daß er ihm Gehör schenkt

und Kupfer giebt. Die Hühnerträger im Stalle spotten seines Gebets. Er aber denkt: Spottet ihr. Er betet laut, er schreit zu Gott, bis er müde einschläft. Stille ist noch Alles, da treibt es ihn hinaus. Er betet im Freien und wartet in Frankfurt auf der Straße, bis er hört, der Millionär sei selbst da. Keinem der zwanzig Commis gibt er an, was er will. Aber dem Kaufherrn selbst zahlt er seine fünf Gulden und bittet um Credit, daß er für 25 Gulden Kupfer erhalte, er erzählt alles, wie es dem Vater geht, wie er das Geld verdient hat. Vom Beten kann er nichts sagen, daß ist ihm zu heilig. Der Herr hört zu und sagt zu einem Commis: „Schreiben Sie dem Manne hier sechs Schaalen auf, er mag sagen, durch welchen Fuhrmann sie gesendet werden sollen.“ Sechs Schaalen. Fast wäre der gute Junge auf die Knie gesunken. Aber äußerlich ruhig, gibt er den Fuhrmann an, der vier Schaalen fahren soll. Zwei nimmt er gleich mit. Die zwei kosteten 25 Gulden. Er aß nichts, er trank nichts, er lief nur nach Hause zu. Es wird Nacht. Er wird müde. Blasen gibt es an den Füßen. Er hinkt. Aber er hinkt mit Eile. Morgen wird es. Eine Stunde hat er noch nach Hause und ruht aus in einem Wirthshause. Da kommt ein Mann aus dem Gebirge herab, der will einen neuen Kessel. Aber nicht von dem jungen Kupferschmied, sondern von dem Alten, „Das ist mein Vater,“ sagt der Bursche. Der Wirth bestätigt es. Da bestellt der Mann den Kessel und bezahlt ihn gleich. Hat der Jüngling unterwegs gebetet, so schreit er fast Dankgebete, als er durch den Wald schreitet.

Vater und Mutter sitzen daheim. Tagelöhnerverdienst hört oft auf und reicht nicht über zwei Tage. Da haben sie kein Brot. Und der regsame Sohn ist fort. Die Schwestern desselben sind klein. Sie hungern und sind das gewohnt. So sitzen sie betrübt zusammen, auch darüber betrübt, weil Niemand weiß, wo der treue Jüngling ist.

Da wirbelt es plötzlich im Hausgange. „Was ist das?“ schreien die Kinder. „Das ist Kupfer“, ruft der Vater. „Schaalen sind es, Kesselschaalen.“ Alles stürzt hinunter. Da steht der fröhliche Bursche und wirbelt an den Schaalen und winkt und lacht und springt auf die Beine, als ob er keine Blasen hätte. „Vater, da ist Kupfer“, sagt der Sohn.

„Du hast es doch nicht gestohlen“, sagt der Vater.

„Hier ist die Rechnung. Und hier ist Geld für den Kessel, den wir jetzt machen.“

Dem Kathrinchen sagt er sie solle Brot holen.

Der Vater aber sieht die Rechnung an und weint laut vor Freude und Dank. Dann aber heißt er alle niederknien und beten. Die Nachbarn kommen. Brot wird geholt. Die Schweftern reiben die Hämmer glatt auf dem alten Schieferstein. Der Nachbar Hufschmied leiht einen Korb Kohlen. Der Blasbalg geht. Und bald klirrt der Hammer auf der Schaale, schlägt sie glatt und hart und formirt einen Kessel.

Seit der Zeit geht der Wohlstand nicht aus dem Hause. Das Kupfer wird jetzt baar bezahlt. Die Geschwister sind verheiratet. Die Eltern haben den Sohn gesegnet und sind gestorben. Und eins geht auch nicht aus dem Hause, das Gebet. „Das hilft“, sagt der Meister und lehrt auch seine Gesellen das Beten.

Der Bruder aber sitzt im Armenhause und lebt von Almosen.

Protestantische Bewegung in Rußland. — Ein russisches Blatt schreibt: „Es ist wohl bekannt, daß im südlichen Rußland kürzlich ganze Dörfer zum Protestantismus übergegangen sind, und daß in Berlin (?) ein Seminar zu dem Zwecke gegründet wurde, deutsche protestantische Geistliche die russische Sprache zu lehren und sie für Missionsthätigkeit in Rußland

vorzubereiten. Schlimmer als dies aber ist, daß die russische Gräfin M. eine orthodoxe Dame und die Mutter von vier Kindern, neulich Lord Radstock (einem englischen Missionar in Rußland) sagte, daß sie erst durch Erklärung der anglikanischen Lehre Christum lieben gelernt habe, daß die griechische Kirche so kalt und starr sei, und daß sie erst jetzt weiß, was es eigentlich heißt, Christ zu sein. Die Prinzessin G., eine andere russische orthodoxe Dame und die Mutter von zwei Kindern, hörte man erklären: „Erst jetzt weiß ich, was die christliche Religion ist, — sie ist der Protestantismus!“ — „Ja“, fügte eine andere Dame, die Prinzessin B., hinzu — „der Protestantismus ist diejenige Religion, welche ich je begriff. Sie ist gegründet auf die Liebe und nicht auf den Ritus und die Ceremonie, wie die unsrige. Hierzu bemerkt die „Times“: „Die kleine Zahl der obigen authentischen Neußerungen wird dem Leser einen Begriff davon geben, in welchem Zustande sich die religiöse Gesellschaft Petersburgs im Jahre 1874 befand. Die Bälle sind zergerissen und die schönen Kleider werden abgelegt, indem die Besitzer von einem modernen englischen Apostel religiösen Unterricht empfangen. Selbst der männliche Theil unserer fashionablen Gesellschaft beginnt von Vorliebe für den Protestantismus eingenommen zu werden. Lord Radstock ist ein Mann von vierzig Jahren, der in religiösem Enthusiasmus sein ganzes Vermögen den Armen gab und sich selbst der Verbreitung des Christenthums in den oberen Klassen widmete. Er hat viel auf den Continent gelebt und machte viele Befehrungen unter den im Auslande sich aufhaltenden Russen. Ermuthigt durch diesen Erfolg, kommt er nun nach dieser Hauptstadt mit dem Wunsche, die Einwohner zum Christenthume zu bekehren. Seit er in Petersburg ist, empfängt er täglich Einladungen, um in den Salons der aristokratischen Gesellschaft Vorträge über die Lehre Christi zu halten. Am. Blfr.“

Redaction von H. Geyer. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)

Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.

Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zei-
tungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predi-
gers in der Wüste: Bereitet dem Herrn
den Weg, machet auf dem Gefilde eine
ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 8. Hamburg.

Monat August 1875.

Vorsicht im Wandel.

(Eph. 5, 15.)

So sehet nun zu wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.

Es ist eine alte bekannte Sache, daß die wahren Nachfolger Christi oftmals viel Schmach und Feindschaft von den Leuten dieser Welt zu ertragen haben; und wiederum sagt St. Jacobus Kap. 4, 4. „Wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind werden.“ Unser Herr betete zu Seinem himmlischen Vater (Joh. 17, 14. 15.) um der Seinigen willen: „Ich habe Ihnen Dein Wort gegeben und die Welt hasset sie; denn sie sind nicht von der Welt wie denn auch ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nimmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Uebel.“ Und damit dies möglich werde bittet Er weiter: Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit.“

Wir sehen aus diesen wenigen Worten schon zur Genüge, daß es nicht genug ist, ein Christ zu sein; ja nicht einmal ist es genügend, ein bekehrter Christ zu sein; sondern wir müssen

auch Erfahrungen sammeln und Weisheit lernen, um uns auf die rechte Art in der Welt zu bewegen; denn unser bloßer Eifer für Gott und Jesum Christum und Seine Sache genügt bei Weitem nicht, um dereinst vor ihm bestehen zu können und als ein treuer Knecht erfunden zu werden.

Es ist wahr, was der Herr sagt von den Seinen, „die Welt hasset sie.“ Dennoch lehrt uns die Erfahrung, daß nicht immer aller Haß der Welt auf die Gläubigen sich ohne Ursache wirft; vielmehr geben manche gläubige Christen der Welt Veranlassung zur Lästerung. Ja die Thorheit mancher Erweckten geht so weit, daß sie den Haß und die Verfolgung geradezu herausfordern. Es fragt sich da wer vor Gott am strafbarsten ist, sie oder die Welt?

Das erste Stück, was wir deshalb begreifen lernen müssen, ist demnach: daß der Teufel es ist, welcher den alten Menschen zu beherrschen sucht. Die alte Schlange ist aber listig und verschlagen; sie stirbt nicht, selbst wenn auch die sündliche Natur in uns getödtet ist. Allerdings können wir uns bekehren von der Sünde; aber der Mörder von Anfang weiß es recht gut, daß wir alsdann wachen und auf der Hut sind gegen seine Herrschaft in der bisherigen Form und Gestalt; darum

sucht er seine Haut abzustreifen, wie die Gewohnheit der Schlangen ist, und er erscheint in einer neuen, die wir noch nicht kennen. Dem Teufel ist es einerlei, ob er im Kleide eines Hanswurstes oder eines Mönches, ob er in der Fraze eines Narren oder in der Physiognomie eines Weisen erscheint; ob er in plumper im Kostüm des Mittelalters, mit Bockshörnern und Pferdefuß, oder in der modernen Tracht des neunzehnten Jahrhunderts: im Frack und Glacehandschuhen austritt. Wenn er überhaupt nur gewinnt. Er zwingt nicht den Menschen in seine Formen und Kostüme, sondern er bequemt sich dem Wechsel der Dinge und der Zeiten an und schlüpft unbemerkt in die veränderte Stellung dessen, der ihm glaubt entflohen zu sein. Jener berühmte heidnische Philosoph verschmähete alle Pracht und Bequemlichkeit der Menschen; deshalb wohnte er in einer Tonne und trug nur ein schlechtes Gewand. Einer seiner Schüler besuchte ihn später und glaubte seines Meisters Beifall zu ernden, weil er ein durchaus zerfetztes Kleid trug, viel schlechter noch als sein Lehrer. Dieser aber sagte zu ihm: „Alles wäre recht gut; nur schade, daß jedes der Böcher ein Fenster ist, aus dem der Hochmuth guckt!“

Die wahre Gottseligkeit hat die Tugend der christlichen Demuth im Gefolge. Diese aber zeigt sich nicht in einer angenommenen äußerlichen Geberde, sondern in der christlichen Einfalt des Herzens. Wenn ein junges Mädchen fleißig in den Spiegel schaut und sich bewundert, so zeigt sich ihre Eitelkeit; ein Zeichen, daß sie es weiß, wenn sie schön ist; sie sollte es nicht wissen. Also ist ein Christ, wenn er es weiß, daß er fromm ist. Es ist schon an sich ein gar mißliches Ding, wenn man so viel klagt, daß man um des HErrn willen so viel leiden muß; in manchen Fällen hat sich vielleicht die Frömmigkeit zu sehr nach der Außenseite gezeigt. Im 45. Psalm heißt es: „Ganz prächtig ist die Königs Tochter inwendig.“ Man hat etwa welt-

liche Nachbarn; unser Einer glaubt Zeugniß ablegen zu müssen; man läßt es merken, redet davon, daß man viel zur Kirche geht; man führt den Namen Jesu oft im Munde, man betet und singt viel und — laut. Da läßt sich lautes Gelächter hören an der andern Seite der Wand, wohl gar Fluchen und Lästern. Haben wir da dem HErrn einen Dienst gethan? Gewiß nicht. Man zeigt den Lästern Gottes dadurch weit eher den Weg zum Heil, wenn wir uns gegen sie leutselig, freundlich, gefällig und dienstfertig erweisen. Ebenso thöricht ist es, wenn man sich herausnimmt, sich beständig zu ihrem Lehrer aufzuwerfen; es ist ja natürlich, daß sie darauf beharren, unsere Lehre oder Zurechtweisung nicht anzunehmen. „Wandelt weislich gegen die so draußen sind,“ sagt Paulus. Es ist möglich, daß es viele Christen gibt, die mit uns nicht einerlei Ansichten haben, nicht denselben Weg gehen, den wir für den rechten halten; darum hat man noch kein Recht, sie unter die Weltkinder und Gottlosen zu zählen. „Nichtet nicht, auf das ihr nicht gerichtet werdet; verdammet nicht, auf das ihr nicht verdammet werdet,“ spricht der HErr selbst in der Bergpredigt. Und der Apostel Paulus sagt ebenfalls: Nichtet nicht vor der Zeit bis der HErr kommt.

Die Jünger Jesu fanden einen Menschen, der trieb Teufel aus im Namen Jesu, und folgte doch nicht dem HErrn nach, in derselben Weise wie die Jünger; deshalb verboten sie es ihm. Der HErr aber mißbilligte dies Verbot, indem Er sagte: „Ihr sollt es ihm nicht verbieten; denn wer nicht wider mich ist, der ist für mich; und es ist Niemand, der Etwas thue in meinem Namen, und bald hernach übel von mir rede.“ —

Der HErr hat allerdings gesagt, daß wir unsere Perlen nicht vor die Säue werfen, und das Heiligthum nicht den Hunden geben sollen; aber darum haben wir noch nicht gleich das Recht, alle die für Hunde und Säue zu halten, welche in geistlichen Dingen

nicht mit uns auf ganz gleichem Fuße stehen. Selbst wenn sie dürre Reben am Weinstocke sind behält der HErr es sich vor, sie abzuschneiden und dem Feuer zu übergeben; und er hat selbst mit dem unfruchtbaren Feigenbaume Geduld, bis der Gärtner ihn noch umgräbt und düngt, ob er nicht doch noch Frucht bringen möge. Gottes große Langmuth sollte uns duldsame Liebe und Beschämung einflößen.

Das Bibelwort des Apostels legt uns die Frage vor: „Was hast Du, o Mensch, daß Du nicht empfangen hast? So Du es aber empfangen hast, was rühmtest Du Dich denn, als der es nicht empfangen hätte?“ Wahrlich, wir haben auch nur von Gnade zu rühmen, wenn wir stehen; und wer sich dünken läßt, er stehe: der mag wohl zusehen, daß er nicht falle.

Vor allen Dingen haben wir als gläubige Christen Ursache, darauf zu achten, daß wir durch unseren Wandel Niemand Anstoß geben; denn für dergleichen haben gerade die weltlichen Christen ein helles Auge. Eben so müssen wir auf der andern Seite uns aber auch vor Einseitigkeit hüten, damit wir uns nicht in äußeren Sätzen verknöchern, von denen die Schrift nichts weiß. Niemand wird es z. B. ableugnen, daß durch die Vereinsthätigkeit viel Segen gestiftet ist; und dennoch darf man nicht diejenigen für unchristlich halten, welche in diesem Stücke anders denken, und sich keinem speciellen Vereine anschließen. Es hat Prediger gegeben, welche z. B. für s. g. Enthaltensvereine förmlich schwärmten, so daß sie darüber ganz mit ihren Gemeinden verfeindet sind, weil diese nicht beitreten mochten. Und doch sind es gerade diese speciellen Heerden, deren Seelen Gott von den Händen ihrer Hirten fordern wird und nicht die, welche außer ihrem Sprengel sind, so gut und löblich eine solche Sache an sich auch sein mag. Weisheit von oben ist auch in solchen Dingen stets nöthig zu erbitten. Bei einer sonst tüchtigen Seelsorge wird der

Trunksucht auch ohne Vereine gesteuert werden können. Wenn das Wort Gottes kräftig ist wie ein zweischneidig Schwert, warum sollte es an solcher Sünde nicht seine Kraft bewahren? Es wird es thun, wenn nur nicht das Gebet fehlt, und das Wort in der rechten Weisheit und salbungsvoll gehandhabt wird, im Geiste der rettenden und helfenden Liebe.

Anderer Christen haben wiederum die üble Gewohnheit, so viel von ihrer Sündigkeit zu reden, und sie pflegen sich zu berufen auf die Stelle: (Jakobi 5, 16.) „Bekennet Einer dem Andern seine Sünden.“ Das soll gewiß nicht heißen, daß Jeder dem Andern seine Sünden erzählen soll; sondern wo wir uns an Jemand veründigt haben, sollen wir bereit sein, diesem Einen unser Unrecht unter vier Augen anzuerkennen und ihm abzubitten. Außerdem kann nur noch von einer kirchlichen Beichte die Rede sein. Wie groß der Mißbrauch, ja man kann sagen, der Unfug ist, der mit solchen Dingen getrieben wird, haben Beispiele aus dem Leben genug gezeigt.

Wer würde es von den Lesern z. B. billigen können, wenn in christlichen Privatversammlungen einzelne Christen ganze Sündenregister von sich oder Andern aufdecken, unter der Einbildung christlicher Demuth. Der Verfasser erinnert sich aus früheren Jahren solcher Vorfälle, wo ein Jüngling, welcher zu den Erweckten gehörte, in einer solchen Gesellschaft nicht nur seine eigenen, sondern in schamloser Weise sogar seiner Eltern Vergehungen vortrug; und so Gott anrief auch die Eltern zu bekehren.

Gerade dieser Jüngling glaubte in seinem blinden Bekehrungseifer berechtigt zu sein, allen Gehorsam gegen seine Eltern aus den Augen setzen zu dürfen. Ohne alle Schen sagte er diesen so wie Jedem mit dem er zusammentraf keck ins Gesicht: „Ihr seid noch in den Banden des Teufels, ihr seid noch keine Christen, ihr beuget noch nicht eure Knie vor Jesum u. s. w.“

Wird durch eine Belehrung das Gebot aufgelöst: „Ehre Vater und Mutter;“ und: „Achtet Einer den Andern höher als sich selbst?“ — Man sollte denken ein bekehrtes Kind würde erst recht seine ehrerbietige Kindespflicht zu erfüllen, und seine untergeordnete Stellung einzunehmen suchen. Ebenso die Dienstboten gegen ihre Herrschaften. Hat aber Jemand Sünde begangen, so muß er sich ihrer gründlich schämen vor Gott. Es liegt etwas sehr Unkeusches in einem solchen Plaudern von der Sünde; ja oftmals wird Andern erst dadurch der Teufel an die Wand gemalt, wie man zu sagen pflegt. Wie wenig aber ein solches Stöhnen von Sünde und eigener Unfähigkeit in vielen Fällen wirklicher Ernst ist, mag uns eine kleine Anekdote zeigen, welche ein Freund des Verfassers erlebte.

Ein alter gläubiger Christ wurde in einer Gesellschaft christlicher Brüder von einem Andern bei seinem Eintritt nach seinem Befinden gefragt; er seufzte tief auf und sagte: „Ach, äußerlich wohl sehr gut, aber innerlich, nein, da sieht es so böse aus; ich bin noch immer zu sündig, meine Seele ist so krank, ich betrübe den lieben Heiland so oft, es ist mit mir noch gar nicht gut, u. s. w.“ Der Freund, ein alter biederer Invalide, schaute ihm fest ins Auge und erwiderte: „So? Nun ja, ich habe es Dir auch wirklich schon lange angesehen, daß es mit Dir nicht richtig ist; es muß wohl auch schlimm mit Dir stehen. Aber dann schäme Dich wenigstens und bessere Dich.“ Der erstere sah ganz verdukt auf und sein Gesicht verrieth, daß er etwas Andern erwartet hatte; er fing an seinem Freunde Grobheit und Lieblosigkeit vorzuwerfen. Durch dergleichen fromme Redensarten wird nichts erreicht, als daß die wahre Frömmigkeit nur mitverächtlich wird, und wirklich in Mißkredit kommt.

Ferner begehen wiederum andere Christen einen Fehler dadurch, daß sie als Sonderlinge von den Menschen sich fern halten und den Verkehr mit ihnen

ganz abbrechen, als wären sie nicht mehr gut genug für ihre Gesellschaft. Es mag sich freilich viel leichter leben lassen unter lauter frommen Leuten; aber es giebt Bande, durch die uns Gott noch mit der menschlichen Gesellschaft zusammengekettet hat, welche wir nicht zerreißen dürfen. Gott hat uns befohlen, uns von der Welt unbefleckt zu erhalten, uns mit der Sünde nicht zu verunreinigen; aber nicht die Menschheit zu fliehen, oder sie durch allerlei Sonderbarkeiten von uns zu verschrecken, indem wir uns einbilden, man dürfe nur noch über geistige Dinge reden, immer Gottes und Jesu Namen im Munde führen u. s. w.

Unser Herr hat nicht, Joh. 17, daß Gott die Seinen von der Welt wegnehmen möge; sondern: „daß Er sie vor dem Uebel bewahren wolle.“ Besonders sollten uns die Bande der Blutsverwandtschaft heilig bleiben, und wir uns nicht verlocken lassen, diese um der Gottseligkeit willen zu brechen; die Gottseligkeit verlangt das nicht. Je frömmere wir sind, desto mehr werden wir erst alle unsere Anverwandten lieben und ehren. Nur müssen wir nicht meinen, daß darin der Segen für sie liegt, daß wir ihnen immer mit Worten predigen. Mit Weisheit und Schonung kann vielleicht ein Wort zur rechten Zeit geredet, einen guten Boden finden. Unser Wandel und unser Verhalten gegen Jedermann muß das beste Zeugniß sein. „Schweigen, und zu rechter Zeit übertrifft Beredsamkeit.“ Wenn der Herr sagt: „Wer Vater oder Mutter, oder Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth: so liegt darin gewiß nicht, daß wir dieselben gar nicht lieben, sondern sie verachten und von ihren Fehlern gegen Andere reden sollen, sondern nur daß wir sie nicht mehr lieben sollen als den Herrn, und ihn nicht verleugnen um unserer Verwandten willen.

Endlich wollen wir nur noch eines Punktes erwähnen, der auch noch zur Vorsicht im Wandel gehört, nämlich: daß wir selbst unter gläubigen Christen

niemals den Anstand und die äußere Achtung gegen unsern Nächsten verleken. Dadurch, daß wir uns in dem Herrn Jesu Christo Eins fühlen, und uns wie ein Herz und eine Seele umfassen, hört nicht das Apostolische Gebot auf: „Thut Ehre Jedermann;“ und: „Einer achte den Andern höher als sich selbst;“ oder: „Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor.“ Ist unsere Liebe aufrichtig, so wird auch diese Achtung nur desto mehr wachsen gegen jeden unserer Brüder, ohne Unterschied, ob sie hoch oder niedrig, reich oder arm, vornehm oder geringe sind.

Alle sind Kinder Gottes, und um deswillen sollen wir uns allesamt achten lernen.

Nur müssen wir uns hüten, daß wir nicht eitler Ehre geizig sind. Alle Ehre sollen wir zu Gottes Füßen legen; unser Herz darf nicht davon berührt werden. Die Ehre ist doch nur ein Schatten; wer darnach hascht und läuft den flieht sie; wer ihr aber entgegen will in Bescheidenheit, dem folgt dieser Schatten nach.

Wenn höher gestellte, einem vornehmern Stande angehörige Personen, in christlicher Liebe herablassend gegen uns sind, so dürfen wir democh nicht vergessen, wer sie sind; sondern nun noch desto lieber sie ehren. Das kann geschehen, ohne daß wir Jemand vergöttern. Wir sind noch in dieser Welt, wo diese Unterschiede gelten; und dadurch, daß wir sie ehren um des Herrn willen, machen wir uns des Adels der zukünftigen Welt würdig, wenn einst diese Welt mit ihrem Unterschiede vergeht. Es ist ein widerlicher Anblick, wenn Vorgesetzte unter ihre Untergebenen herabgezogen werden. Darin zeigt sich eben der Unterschied zwischen dem wahren Christenthume und der freivolten Freiheit und Gleichheit der Communisten, welche alle Achtung gegen Andere mit Frechheit aus den Augen setzten.

So willig aber Christen niedrigen Standes sein sollten, höher Gestellte

zu ehren; so willig sollten diese auch sein, allen Rangstolz zu verleugnen, und ihre Brüder zu ehren um des Herrn willen in ihrer Niedrigkeit, in demal unser Herr und Heiland in dieser Welt selber im Stande der Armuth lebte; und vor Gott gilt kein Ansehn der Person.

St. Jakobus lehrt mit großem Ernst auch darüber Gottes Willen, Kap. 2: „Meine Brüder, haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesum Christum unsern Herrn der Herrlichkeit, Ansehn der Person leidet. Denn so in eure Versammlung käme ein Mann mit einem goldenen Ringe und prächtigem Kleide, es käme aber ein armer in unsauberem Kleide; und ihr sähet auf den, der das prächtige Kleid trägt, und sprächet zu ihm: setze Du Dich her aufs Beste! und zu dem Armen sprächet ihr: stehe Du dort oder setze Dich her zu meinen Füßen; machet ihr da nicht Unterschied und würdet Richter argen Sinnes?“

Wer Gottes Gebot und die christliche Lehre von ganzem Herzen zu befolgen sucht, wird sehr bald durch sein ganzes Wesen verrathen, daß er wirklich in einer höheren Bildungsschule stehe, als die Welt sie zu bieten vermag. Das wahre Christenthum adelt den Menschen, gibt ihm eine höhere Weihe, und drückt ihm den Stempel der Göttlichkeit auf. In Wort und Wandel, in Geberden in Sitten, in der Kirche, in der Welt, in der Familie wie in jedem andern Umgange mit Menschen, wird ein gläubiger Christ sich immer mit edlem Anstande bewegen; nicht mit Ziererei und hochtrabendem Wesen, nicht mit wortklauberschen Phrasen; sondern dem edlen, liebevollen Herzen ist es nicht anders möglich, der Edelstimm wird zur andern Natur. Der Name ihres Königs Jesus Christus den sie tragen, ist mit geheimnißvoller Flammenschrift auf ihrem Antlitze ausgeprägt, wodurch der Gleichgesinnte angezogen wird, aber vor welchem die Teufel fliehen. O, daß wir im rechten Sinne Nachfolger Christi

würden, und besonders Jesum ehrten auch dadurch, daß wir immer recht vor-sichtig wandeln; nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; damit nicht durch unsere Thorheit der Name Christi verlästert werde; denn jeder Gläubige sollte nicht meinen, daß er darum von Gott begnadigt wurde, damit er sich besondere, oder sich über Andere erhebe; sondern auf daß unsere Mitschriften, die noch die Welt und ihre Lust lieb haben, unsern guten Wandel sehen und Gott preisen. Wir sollen ihnen nicht zum Aergerniß, sondern zur Seligkeit dienen, in aller Demuth und Geduld, Freundlichkeit und Leutseligkeit: damit sie an uns lernen mögen, wie Jesus Christus leben und wandeln würde, wenn Er an unserer Stelle wäre.

Jesus Christus ist nicht dazu in die Welt gekommen, daß er sie verdamme, sondern daß er sie selig mache. Der Teufel soll nicht die Welt inne behalten, als der Fürst dieser Welt; sondern er ist überwunden durch das Blut des Lammes; und wir sollen uns nicht von ihm aus der Welt hinausdrängen lassen, sondern wir sollen den Teufel hinausdrängen. Der Fürst dieser Welt ist gerichtet, darum will Christus durch seine Kirche alle Reiche dieser Welt wiederum in Besitz nehmen. Wir dürfen als Glieder Christi uns nicht fürchten vor dem Satan; sondern er soll vor uns zittern. Jakobus sagt: „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch.“ Durch unvorsichtiges Benehmen aber schwächen wir uns, wir sollen Weisheit lernen; besonders aber als die Klugen allezeit unsern Mund im Herzen haben: niemals aber das Herz im Munde.

Die Gründung der Kirche in Deutschland.

Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Bonifacius unterhielt also mit seinen Freunden in England fortwährend Brief-

wechsel. Inzwischen kam er aber wieder in Thüringen an und redete mit den Fürsten und Häuptern des Volks, und ermahnte sie, die christliche Religion die sie verlassen hätten, nun wieder anzunehmen. Theodorus, der Sohn Glodowai, hatte nämlich viele zum Glauben gebracht, als er diese Provinz eroberte. Als aber die Macht und das Ansehen der Könige von Frankreich geschwächt wurde, wurde Thüringen unter mannig-facher Thyranei unterdrückt und verwüstet, und das noch übrige Volk unterwarf sich der Herrschaft der Sachsen. Außerdem hatten sich falsche Brüder unter ihnen eingeschlichen, welche unter dem Deckmantel der wahren Religion allerlei Ketzereien einführten und großes Aergerniß anrichteten durch ihren Wandel. Diese zettelten damals einen sehr hitzigen Streit an mit Bonifacius, den derselbe aber wohl gerüstet siegreich bestand. Der Glaube fing an aufzuleben, und ungeachtet nur wenige Arbeiter vorhanden waren, wurde die Erndte doch ansehnlich.

Es war fortwährend noch Mangel an den gewöhnlichen Lebensmitteln, so daß sie öfters vom Hunger aufs Aeußerste gepeinigt wurden. Dennoch wuchs die Zahl der Gläubigen täglich, und dadurch gewannen die Missionäre auch eine größere Zahl guter Arbeiter, welche Anfangs als Laienbrüder benützt, nach und nach aber für den kirchlichen Dienst weiter ausgebildet werden konnten. Die verwüsteten Gotteshäuser wurden wieder hergestellt und bei dieser Gelegenheit in Ordorf ein Kloster erbaut.

Während seiner Wirksamkeit in Thüringen hatte Bonifacius sein Gezelt an den Ufern des Orstromes aufgeschlagen. Hier war es, wo er eine Vision empfing. In einer Nacht sah er den Ort, worauf er ruhte, von einem hellen Glanze erleuchtet. Er erblickte, wie er erzählt, den heiligen Michael, welcher ihn aufmunterte, in seiner Unternehmung fortzufahren. Des Morgens feierte er an diesem Orte die Messe. Sodann ging er zu dem Besitzer des Platzes und erbat sich von diesem den Ort zum

Eigenthum. Er reinigte und weihte die Stätte und erbaute dort eine Kirche nebst Kloster, welche er nach dem hl. Michael benannte. Die Mönche dieses Klosters mußten sich von Handarbeit nähren.

Im Jahre 724 schrieb Bonifacius wieder an den Papst Gregor II. um ihm von dem glücklichen Fortgange seiner Arbeit wieder einmal Rechenschaft abzulegen. Gregor antwortete ihm in sehr verbindlichen Ausdrücken unterm 1. Dezember 724. Es heißt in diesem päpstlichen Handschreiben 3. B.

„Lasset euch weder durch Drohungen erschüttern, noch durch Furcht niederschlagen: Gott wird euch beschützen. E. hat aber nur ein unveränderliches Vertrauen auf Jhu, weil ihr die Wahrheit predigt. Was den Bischof betrifft, der diese Nation bisher zu unterrichten hatte, und welcher vorgibt, daß ein Theil zu seiner Diöcese gehöret, so haben wir an den Patricius Karl geschrieben, und ihn väterlich ermahnet, demselben Gehalt zu thun. Wir glauben, daß er die gehörigen Befehle erteilen werde.“

Auf einen anderweitigen Brief erhielt er nochmals unterm 22. Novbr. 726 ein Handschreiben des Papstes, worin er ihm wiederum verschiedene Antworten und Vorschriften giebt auf desfallige Anfragen. Unter Anderem kommt darin vor, die Erlaubniß der anderweiten Verzehelichung während der Lebenszeit einer unheilbar kranken Frau, was allerdings gänzlich gegen Gottes Gebot lautet; und demnach sündhaft ist. Es sollte dies eine Nachsicht sein gegen die unbekehrten Deutschen, was um so weniger zu entschuldigen ist, da die alten Deutschen auch, als Heiden fast einstimmig als ein keusches und namentlich in der Ehe treues Volk geschildert werden. Ferner sollten die Kinder, welche in ihren jüngeren Jahren dem Mönchsleben gewidmet waren, später nicht mehr die Freiheit haben

sich zu verzehelichen. (Hier erblickten wir etwas von dem Verbot, ehelich zu werden. 1. Tim. 4, 3.)

Ein Priester, wenn er von dem Volke ohne gewisse Zeugen angeklagt wurde, sollte, falls er sich für unschuldig hielt, sich durch einen Eid reinigen. Bei der Feier des heil. Abendmahls sollte nur ein einziger Kelch auf den Altar kommen. Es wurde strenge verboten, solche Speisen zu essen, welche den Götzen schon geopfert waren, selbst wenn auch das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht war.

Dieses Verbot stimmt auch überein mit dem Concilienbeschlusse zu Jerusalem. Apostelgesch. 15, 29. Ausfällige durften das heil. Abendmahl genießen, aber abge sondert, nicht mit den Gekündeten zusammen, u. s. w.

Wieder einmal hatte Bonifacius das Bedürfniß, wegen verschiedener Punkte bei seinem alten erfahrenen Freunde, dem Bischof Daniel um Rath zu fragen. Es waren nämlich viele verführerische Priester, welche seiner Mission großes Hinderniß in den Weg zu legen suchten. Er schreibt also unter Anderem:

„Einige Personen enthalten sich der Speisen, die uns Gott gegeben hat, z. B. des Brotes u. und leben bloß von Milch und Honig. Andere behaupten, daß solche, die Todtschläge, Ehebruch u. begangen hätten, dennoch nachher noch könnten zu Priestern geweiht werden, selbst dann, wo sie in ihrem Verbrechen beharren.“

Diese Punkte machten dem Bonifacius mit Recht großen Kummer, weil er zugleich bemerkte, daß das Volk geneigt war, dergleichen leicht zu entschuldigen, um desto eher ebenfalls nachsichtig und gelinde behandelt zu werden.

Er fügt hinzu: „Da wir genöthigt sind, den Schutz der Krone Frankreichs zu suchen, so können wir die leibliche Gemeinschaft mit diesen Leuten nicht so vermeiden, wie es die Regeln vorschreiben; doch haben wir mit ihnen

kein Theil bei der Feier des heiligen Abendmahles, wir bedienen uns auch nicht ihres Rathes. Ich befrage Euch deshalb um Euer Gutachten; denn ohne den Schutz des französischen Oberherrn, kann ich weder das Volk regieren, noch die Priester, Mönche und Dienerinnen Gottes verteidigen, noch auch die heidnischen Gebräuche und die Abgötterei in Deutschland hintertreiben. Inzwischen aber befürchte ich doch, daß auch diese äußere Gemeinschaft sündhaft sein möchte; denn ich erinnere mich, daß mich der Papst Gregorius bei meiner Ordination einen Eid bei dem Körper des heiligen Petrus ablegen ließ, daß ich mich der Gemeinschaft solcher Leute enthalten sollte, wenn ich sie nicht bekehren könnte. Ich ersuche Euch hiernächst, mir das Buch der Propheten zu übersenden, welches der Abt Winbert, mein ehemaliger Lehrer, sterbend hinterlassen hat, und in welchem sechs Propheten in einem Band sehr deutlich und leserlich beschrieben sind. Ihr könnt mir in meinem Alter keinen größeren Trost geben, als diesen; denn es ist in unserm Lande nicht möglich, ein ähnliches Buch zu finden, und da sich mein Gesicht immer mehr und mehr verliert, so kann ich die kleinen in einander verschlungenen Buchstaben nicht mehr erkennen u.

Damals gab es noch keine Brillen, deshalb mußte man sich mit ganz großer Schrift helfen.

Bonifacius übersandte mit diesem Briefe dem Bischof Daniel durch den Priester Forterius ein Meßgewand von Seide mit Ziegenhaaren durchwirkt und ein Tuch zum Abtrocknen der Füße, und suchte schließlich den alten Greis wegen des Verlusts seines Augenlichtes zu trösten.

Daniel nahm Alles freundlich auf und tröstete Bonifacius ebenfalls mit dem Exempel der alten Heiligen, er-

mahnnte ihn Alles geduldig zu tragen, was nicht zu ändern sei. Betreffend die Fragen, beantwortete er, daß solche gottlose Priester nicht im heil. Dienste geduldet werden könnten. Denn damals durfte nach dem Gesetz ein Priester nicht einmal eine Wittve, und überhaupt sich nicht zum zweiten Male verheirathen.

Was die falschen Brüder betraf, so schrieb Daniel, daß man sich von diesen nie ganz so trennen könnte, ohne die Welt zu räumen, wie St. Paulus schriebe 1. Cor. 5, 10; es sei genug, wenn man sie beim heil. Abendmahl fern halte. Nach den Grundsätzen des heil. Augustinus sei die Regel: Die Gottlosen welche man nicht bessern könne, zu dulden, und die Kirche nicht unter dem Vorwande sie zu säubern, gar zu trennen; unter den barbarischen Völkern müsse man gelinde, herablassend und willfährig sich bezeigen.

Unterdessen verbreitete sich aber nun der Ruhm des Bonifacius durch ganz Europa; allenthalben wurde von seiner großen Missionsarbeit gesprochen. Scharen von Arbeitern, Kunstverständige, Leser, Bauverständige u. s. w. kamen aus England zu seiner Hilfe herbeizogen, und Alle fanden Arbeit. Viele wurden Mönche, und bei den vielen Kirchenbauten, Anfertigung von kirchlichen Geräthen, Gewändern u. kam diese Hilfe sehr zu Statte. Alle diese Helfer zerstreuten sich weit und breit umher in alle deutschen Städte und Dörfer, und predigten das Evangelium. Und wie groß war die Freude des rastlosen Bonifacius, als er bald überall die hehren Tempel und Dome mit ihren Thurmspitzen in die Wolken ragen sah, um zu dem hinzuweisen, welcher als der Auferstande sitzt zur rechten Hand Gottes, würdig zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung von aller Kreatur.
(Fortf. folgt.)

Redaction von H. Geyer, Hamburg, (Hellbrock bei Barmbeck.)
Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Bleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
aufgabe 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 9. Hamburg.

Monat September 1875.

Wer Mißtrauen säet, ladet Blutschulden auf sein Haupt.

(2. Sam. 10.)

Nahas, der König der Ammoniter, war gestorben, und David, welcher von diesem einst Wohlthaten genossen hatte, vom Gefühl der Dankbarkeit bewegt, fühlte sich angetrieben, auf ehrenvolle Weise eine Trauer-Gesandtschaft an den Hof des jungen Königs Hanun, den Sohn des Nahas, abzuschicken, um demselben sein Beileid zu bezeugen.

Leider wurde diese That des reinsten Wohlwollens sehr übel aufgenommen. Die Fürsten der Ammoniter traten zu dem neuen Könige Hanun, um diesen mit Mißtrauen gegen David anzufüllen; sie sagten: „Meinst Du, daß David Deinen Vater ehren wolle, daß er Tröster zu Dir gesandt hat? Hat er nicht darum seine Knechte zu Dir gesandt, daß er die Stadt erforsche und erkunde, und umkehre?“ Was geschah? Der König Hanun glaubte den Reden seiner Räte, und ließ sich verleiten, die Gesandtschaft des König David auf die empfindlichste Weise zu mißhandeln und zu beschimpfen; es heißt: Da nahm Hanun die Knechte Davids und beschwor ihnen den Bart halb (also vielleicht nur auf der einen Seite), und

schnitt ihnen die Kleider halb ab, bis an das Gefäß, und ließ sie gehen.“ — David war nicht der Mann, der auf eine so niederträchtige Art mit sich spielen ließ; denn ein zugefügtes Unrecht kränkt nicht so tief, wie eine öffentliche Verhöhnung.

Kaum hatte David Kunde davon erhalten, so sandte er seinen geschändeten Knechten Boten entgegen, welche ihnen die Weisung überbrachten, sie sollten einstweilen in Jericho bleiben, bis ihre Bärte wieder gewachsen seien, und sodann erst zu ihm nach Jerusalem zurückkehren.

Es war den Ammonitern indeß nicht entgangen, daß David diese schändliche Handlung sehr übel aufgenommen habe, und sie sagten sich selber, daß dieses Stillschweigen Davids nichts Gutes zu bedeuten hätte, vielmehr Unheil verkündend sei.

Um deswillen verbanden sie sich mit den Syrern des Hauses Rehob und mit denen zu Zoba und dingeten zwanzigtausend Mann Fußvolks; ebenso von dem Könige zu Maacha tausend Mann, und von den Männern zu Tob noch zwölftausend Mann. Als David diese Nachricht erhielt, sandte er seinen Feldherrn Joab mit dem ganzen Heer seiner Helden. Der Streit begann, Joab sah sich von allen Seiten ange-

griffen, aber dennoch schlug er das ganze Heer in die Flucht und kehrte siegreich heim gen Jerusalem. Die Syrer konnten freilich diese Flucht nicht ertragen. Hadad-Eser sammelte vielmehr ein großes Heer und rückte aufs Neue aus wider Israel. Jetzt aber machte sich der alte Held David selber auf mit dem ganzen Israel, und schlug die Syrer so gründlich, daß die Mannschaften von 700 Streitwagen und 40,000 Reiter erschlagen wurden, darunter auch der Felshauptmann Sobach. Nunmehr machten die Syrer Frieden mit Israel und wurden ihnen unterthan.

Blicken wir nun zurück auf diese Vorfälle, so sehen wir deutlich daraus, wie gefährlich es ist, wenn Jemand Mißtrauen säet. Da lagen die vielen Tausende von Kriegern auf dem Schlachtfelde in ihrem Blute. Etliche hämische Worte hatten hingereicht, dieses Blutbad anzurichten. Hanun, der König, wäre wahrscheinlich auf diesen unsinnigen Einfall gar nicht gerathen, die Abgeordneten Davids so zu beschimpfen, wenn nicht seine Fürsten ihn mit solchem Argwohn und Mißtrauen erst angefüllt hätten. David der die reinsten Absichten bei der Sendung gehabt hatte, mußte sich auf diese Weise nothwendig selbst öffentlich beschimpft ansehen; und wenn er jetzt strenge Rache übte, so handelte er nach den Anschauungen und Begriffen seiner Zeit, und war vollkommen im Rechte, weil die göttliche Majestät der Königskrone des Volkes Gottes geschändet war. Wir als Jünger Christi, haben vom Herrn freilich das Gebot der Feindesliebe: „Schlägt dich Jemand auf deinen rechten Backen, so biete den linken auch dar ic.“ dort aber galt noch das alte Gesetz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Das Alles geht aber einem Menschen, der dem Andern Argwohn und Mißtrauen zu erwecken sucht, nichts an; Niemand hat es in seiner Gewalt, den Folgen seiner boshaften oder thörichten Einflüsterungen den Weg und die Grenzen vorzuschreiben. Gerade wie wenn ein Stein unsern Händen ent-

fährt, und wir nicht mehr denselben zu lenken vermögen, also ist ein solches unvorsichtiges Wort, womit wir Andere aufstacheln. Das Wort zündet, verstümmt, ruft Haß, Erbitterung und oftmals Entschließungen hervor, die wir mit dem besten Willen nachher nicht auszulöschen vermögen. Wie vorsichtig sollten wir daher immer alle unsere Worte abwägen. Jakobus sagt deshalb: „Wer in keinem Worte mehr sündigt, der ist ein vollkommener Mann.“ Es ist aber in der That ein großer Schandfleck an einem Christen, wenn er seinen Nächsten gegen eine andere Person zu verdächtigen sucht, und wir haben wohl Ursache, an jenes Wort des Herrn uns beständig zu erinnern: „Ich sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben.“ Wie groß wird da nun erst die Sünde solcher Worte erfunden werden, welche nicht bloß unnütz, sondern boshaft sind. Manche Menschen wollen zwar nicht mit Worten sich versündigen; aber ist es etwas Besseres, wenn sie bedenklich die Achsel zucken und durch Geberden das auszudrücken oder anzudeuten suchen, was sie zu reden nicht wagen mögen, um nachher nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Wir brauchen gar nicht bis an die Höfe der Könige zu gehen, um solche Erfahrungen zu machen; in dem engen Kreise der Familien oder einzelner christlicher Gemeinden können wir dieselben Vorgänge sehen. Wie oft kommt es vor, daß irgend Jemand ein Versehen macht; kommt nun Jemand und stellt die Sache in einem schlimmen Lichte dar, so wird sofort ein ganz anderer Eindruck hervorgerufen, als er stattfinden würde, wenn man die Sache der Wahrheit gemäß beurtheilte. Ja, es ist wirklich ein schändliches Ding, Jemand mit seinen Anschauungen vollzublasen, so daß das Urtheil dadurch bestimmt wird.

Wenn es nun freilich auf der einen Seite so abscheulich ist, Zwietracht und

Mißtrauen zu säen, so muß man aber auch auf der andern Seite gestehen, daß es auch sehr gewissenlos und taktlos ist, sich selbst durch das Urtheil einer zweiten oder dritten Person bestimmen und zu Handlungen hinreißen zu lassen, die wir nachher oft bitter zu bereuen haben. Es giebt gefährliche Menschen, die freilich in ihrer Darstellungsgabe eine solche beredete Zunge haben, daß es schwer ist, von deren Urtheil sich nicht bestechen zu lassen. Um so mehr hat aber gerade ihnen gegenüber Jedermann Ursache, auf seiner Hut zu sein. Jeder sollte über sich wachen und immer selber erst Alles mit eigenen Augen beschauen. Es heißt in einem deutschen alten Sprichwort, welches über manchen alten Rathhäusern angeschrieben steht: „Nichte nicht sofort, hör' erst des Andern Wort!“ Es ist gewissenlos, auf die Darstellung eines Andern, und wäre es der beste Freund, gleich ein Urtheil zu gründen oder zu vollstrecken. Nur Schwachheit oder Trägheit, die nicht selber untersuchen mag, kann sich dazu verleiten lassen. Bei vielen ist der Jähzorn die Triebfeder zu solchen unüberlegten Schritten; aber merken wir uns doch das nur immer wieder: auch der Jähzorn gehört zu den Schwachheiten der Menschen, welche ihn verächtlich machen. Niemals ist Jähzorn ein Zeichen männlicher Stärke, sondern er bleibt ein Zeichen verächtlicher Schwäche und Ungezogenheit, welche sich nicht leicht ein Mann, noch weniger eine weibliche Person, die auf Ehre und Achtung Anspruch machen, hingehen lassen wird. Wie gut hatte David es gemeint mit Hanun, und wie schändlich wurde er von ihm verkannt. So kann es oft auch in Gemeinden, so auch in Familien hergehen. Mißtrauen und Argwohn sind wie böse Furien, welche die Herzen entzweien.

O, daß doch alle Zwischenträgerien und Verdächtigungen gleich im ersten Augenblick hinausgeworfen würden. Wie oft würden sich die einzelnen allein weit besser verständigen, als

wenn erst die Zwischenträger ihren Geifer mit einfließen lassen. Wahrlich, wir können nur mit tiefstem Ernst Jedermann zurufen: Obrigkeiten und Untertanen, Geistlichen und Laien, Lehrern und Schülern, Eheleuten und Eltern, Herrschaften und Diensthöfen: Jeder hüte sich vor Zwischenträgern! — Möge jeder selber sehen und hören, und alle Aussaat von Zwietracht, Mißtrauen und Argwohn gleich Skorpioneneiern gründlich zertreten, damit er vor Uebereilung behütet werde.

Wollen wir schließlich noch einen etwas tiefern Blick auf die obige Erzählung werfen, so können die treuen Zeugen und Botschafter Christi am Besten darauf Antwort geben, wie oft ihnen dieselbe Schmach zugefügt worden ist, wenn sie an die weltlich-ammonitisch gewordenen Christen ein Zeugnis von Christo zu bringen hatten. Auch sie bezeugen die Liebe Christi vor Jenen; aber nicht selten hört man dann die verdächtigenden Reden jener ammonitischen Fürsten: Trauet ihnen nicht; diese frommen Leute meinen es doch nicht ehrlich mit Euch, sie sind Heuchler, und wollen sich nur einschleichen als falsche Propheten in Schafskleidern. Und so wird das Angesicht der Boten Gottes geistlicher Weise geschändet und die Kleider abgeschnitten, so daß sie beschämt von dannen gehen müssen, wo sie den vollen Segen des Evangeliums zu bringen gesandt waren. Anstatt gläubiger Aufnahme erfahren sie einseitige Behandlung, gleichwie jenen Knechten Davids der Bart auf der einen Seite abgeschoren wurde, während man die andere Seite stehen ließ. So verleugnet man die eine Seite der Wahrheit, während man die andere Seite stehen lassen muß. Unter diesem Vorgeben und Mißtrauen wird dann die Verhöhnung und Verfolgung wider die Zeugen heraufbeschworen.

Die Gründung der Kirche in
Deutschland.

Ein Stud. Archid. Engelhardt. 8. Jahrbundert.

Nicht lange mehr ward es dem Bont-
facus gewährt, unter der Herrschaft
Gregors II. zu arbeiten, denn dieser
starb im Jahre 731 und wurde an
13. Februar desselben Jahres in
der Sanct Peterskirche beigesetzt. —
Der päpstliche Stuhl stand nur 35
Tage ledig; denn bei dem Zeitende-
gungsthe Gregors II. nahm das Volk in
Rom, gleichsam wie aus einer göttlichen
Eingebung, einstimmig den dort an-
wesenden Presbyter Gregorius mit
sich, und erwählte
diesen zum Papste, welcher denn auch
als solcher unter dem Namen Gregor III.
die Würde annahm. So viel man
von ihm weiß, war er ein geborener
Öhrer, sanfter Gemüths, von großer
Weisheit, und soll vorerwähnte Ein-
sicht in die heilige Schrift gehabt haben.
Er suchte die Pfalmen auswendig, und
hatte sich gütlich, den verborgenen Sinn
derselben zu entdecken. Er verstand die
griechische und lateinische Sprache; er
redete gut, predigte hart und nach-
drucklich, dabei aber doch angenehm.
Zuoberdem war er ein Freund der Armen,
und suchte in christlichen Tugenden ein
Muster zu werden. Die alten Schrift-
steller nennen ihn oft den zweiten Bis-
regorius, und verwechseln ihn bis-
weilen mit seinem Vorgänger. — Das
ist es, was man diesen neuen Papste
nachzählt, und unter dessen Herrschaft
nun fortran Bonifatius das Betehrungs-
wert unter den deutschen Völkern fort-
führen sollte; wenn wir auch nicht an
dem guten Stute eines Papstes oder
Bischofes zweifeln, doch wollen wir
uns dagegen verwarren, alle Land-
lungen derselben zu billigen und gut
zu heißen. Gleich nach dem Austritte
Gregors III. begann Kaiser Leo einen
heiligen Streit mit diesem wegen der
damals schon weit vorgeschrittenen

Stibereuerung in den Kirchen, welche
Gregor mit Entschiedenheit in Schutz
nahm.

Mis Bonifatius von der Rebnation
des neuen Papstes Radrecht erhalten
hatte, sandte er Deputirte mit Briefen
an ihn ab, theils um demselben sowohl
Betheuerung seines Gehorsams als auch
Betheuerung über seine Missionarbeit
abzugeben, und ebenfalls über einige
Schwierigkeiten sich dessen Rath zu er-
bitten. Der Papst bewilligte ihm nicht
nur die Gemeinshaft und Freundschaft
des päpstlichen Stuhles, sondern er
gab ihm auch überdies das Pallium
und den Titel eines Erzbischofes. Er
überwachte ihm Reliquien und andere
Geisente, nebst einem Schwert, in
welchem er ihm zumächst die neue Würde
ankündigte, und darauf fortfährt:
"Zeit ihr uns die Herrscherung gebt,
dass sich durch Gottes Gnade eine so
große Menge Menschen bekehrt habe,
dass ihr allem nicht mehr hinderniß
seid, ihnen Unterricht zu geben, so be-
stehen wir, daß ihr, den Rindensand-
nungen gemäß und aus Vollmacht des
päpstlichen Stuhles an solchen Orten
Bischofe bestell, wo die Anzahl der
Gläubigen zu groß geworden ist; doch
über auch allezeit sorgfältig dahin sehet,
dass die bischöfliche Würde nicht ac-
tinglich gemacht, und kein Bischof
eingeweiht werde, ohne zwei oder drei
andere dazu zu berufen. Was das den
Presbyter betrifft, der im vorigen Jahre
bei uns gewesen, und der von seinen
Zerbrechen losgesprochen zu sein vor-
gibt, so willst, daß er bei uns kein
solation erhalten hat. Er ersuchte uns
nur um Empfehlungsgeladen an un-
sern getrennen Sohn R. v. l. Dielemt-
gen, so von den Seiten getauft, sollen
nochmals im Namen der heiligen Drei-
einigkeit getauft werden. Obeso soll
es mit denen gehalten werden, die von
einem Presbyter die Taufe erhalten haben,
der dem Suppter opfert und gepferte
Speisen isst, oder die zweifelhafte sind,
ob sie auch wirklich getauft sind.
Man kann für die Todten, die als

mehr Christen gestorben sind, nicht
aber für die Gottlosen opfern. Es
soll bei den Ehen auf die Erbe der
Verwandtschaft bis ins februte Stich
gehen werden; und wenn es auch mög-
lich ist, so suchet die Leute davon ab-
zuhalten, daß sie sich nicht mehr als
gemeinlich verhalten. Die, welche
Zwangsweise überredet werden zum Götz-
dienst, die Christen widerum zum Götz-
dienst zu überreden, sollen mit den Wörtern gleiche
Buße thun. Berichtet euren neuen
Götzen so viel als möglich, daß sie
sich nicht mehr essen und legt ihnen
die Bußung auf."

Dieser Brief kann nicht vor dem
Jahre 732 gedreht sein. Mis Bont-
facus denselben erhalten hatte, führte
er sich dadurch sehr ermunthigt, in seiner
Arbeit fortzufahren, und machte sofort
Anstalt, noch zwei Kirchen zu bauen,
eine zu Friskar, den beiden Aposteln
Petrus und Paulus zu Ehren, und
die andere zu Samanovara, welche er
ebenfalls dem heiligen Michael weihte.
Mit jeder derselben verband er ein
Bährich bestes Kloster, um durch
die darin erzogenen Mönche das Miss-
honnart weiter auszubringen. Mit er-
sehen barus, daß er unspürungliche
ein so großes Werk werden gemacht wurde,
dass eine solche Ehe wieder getrennt
werden sollte, da wir durch die Taufe
ja allermitt Geschwister geworden
sind, und man demnach eben so gut
sagen könne, Ebristen brüder überhäupt
einander nicht betrachten, weil sie geist-
lich verwandter seien.

Über nach der Stiftung dieser beiden
Dingen.

Das Kloster zu Friskar war in
Gessen, am Oberflusse, beim Eingange
in die Stadt, die noch den Namen da-
von hat. Der erste Abt desselben war
aus Westphalen, ein englischer Mönch
aus Westphalen, der nach Deutschland kam,
als er noch Presbyter war, um dem
heiligen Bonifatius an seinem Miss-
honnart zu helfen. Er war als
Mönch sehr genau in der Beobachtung
der Mönchsregel. Wenn er z. B. zu
beten handelte, dessen Sünden-
bedeckte er mit Kleinanoden unterwegs,
wenn er die Götzen opfern, es
soll bei den Ehen auf die Erbe der
Verwandtschaft bis ins februte Stich
gehen werden; und wenn es auch mög-
lich ist, so suchet die Leute davon ab-
zuhalten, daß sie sich nicht mehr als
gemeinlich verhalten. Die, welche
Zwangsweise überredet werden zum Götz-
dienst, die Christen widerum zum Götz-
dienst zu überreden, sollen mit den Wörtern gleiche
Buße thun. Berichtet euren neuen
Götzen so viel als möglich, daß sie
sich nicht mehr essen und legt ihnen
die Bußung auf."

der Einladung des Bayerischen Herzogs Wido, besuchte auf seiner Rückreise von Rom 739 Bayern, und gründete die vier Bisthümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau. Bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Rom gewann er für seine Mission auch zwei Brüder aus Englaub, die seine Verwandte waren: die Priester Willibald und Wunibald.

Bald nachdem Bonifacius seinen früheren Wirkungskreis wieder betreten hatte, wurde ihm die Organisation der deutschen Kirche durch den Tod Karl Martells, der, obgleich er die Mission im Ganzen begünstigt, doch die Theilnahme der Geistlichen am Kriege gestattete, und willkürlich Klöster und Kirchen an Günstlinge verschenkt hatte, bedeutend erleichtert. Weit größeren Einfluß erlangte jetzt Bonifacius bei Karls Söhnen: Karlmann und Pipin. Bei Karlmann wurde die religiöse Richtung des Gemüths so vorherrschend, daß er Thron und Purpur mit dem Mönchsgewand vertauschte, und bei Pipin setzte der Erzbischof Bonifaz die Stiftung mehrerer Bisthümer durch, sowie die Einführung regelmäßiger Provinzial-Synoden, welche er als wichtige Dinge für die Befestigung der jungen Kirche erkannte. Im Jahre 742 konnte er mit Pipins Genehmigung die Bisthümer zu Würzburg, Erfurt, Burauburg bei Friblar und das zu Eichstädt einrichten. Die Synoden wurden seit 743 unter Bonifacius Vorsitz abgehalten und beschäftigten sich besonders mit Verordnungen über den sittlichen Wandel der Geistlichen, Unterdrückung heidnischen Aberglaubens, Beförderung christlicher Erkenntniß u. s. w.

Ein sehr treuer Schüler und Gehilfe des Erzbischofs Bonifacius war der heilige Sturm, unter dessen Mitwirkung es ihm gelang zur größeren Befestigung des Christenthums in Deutschland das altberühmte Kloster Fulda zu gründen. Sturm war aus adelichem Geschlecht in Bayern, und zwar von christlichen Eltern. Auf die Bitte derselben hatte Bonifacius ihn

mitgenommen nach Hessen, in das Kloster Friblar, woselbst der heilige Wigbert ihn unterrichtete. Der junge Sturm lernte die Psalmen auswendig und las die heilige Schrift beständig, suchte auch in den geheimnißvollen Sinn derselben einzudringen. Er war ein lauterer, demüthiger und liebenswürdiger junger Mensch. Mit Bewilligung des ganzen Klosters, wurde er zum Priester ordinirt und fing dann an in der Umgegend das Evangelium zu predigen. Er verrichtete Wunder, wie man erzählt, heilte Kranke, und befreite Besessene. Nachdem er drei Jahre lang in dieser Weise thätig gewesen war, bekam er, wie er behauptete, eine göttliche Offenbarung, daß er sich sollte in die Wüste begeben. Er theilte diese Sache dem Erzbischof Bonifacius mit, welcher Alles billigte, und als göttlich anerkannte. Sodann gab er ihm noch zwei Gefährten mit, unterrichtete sie noch sorgfältig über ihr Verhalten, ertheilte ihnen seinen Segen, und sagte zu ihnen: „Gehet in den Bergen der Buchen, den i. g. Bohonischen Wald, und suchet daselbst einen für Knechte Gottes bequemen Ort. Drei Tage lang wanderten sie fort, ohne weiter etwas zu sehen als den Himmel und große Bäume; dann kamen sie zu Hersfeld an, und hielten diesen Ort für den von Gott bestimmten. Sie baueten kleine Hütten, die sie mit Baumrinde bedeckten. Längere Zeit blieben sie dort und befließigten sich des Fastens und Betens. Das war der Anfang des Klosters Hirsfeld im Jahre 736. Einige Zeit nachher begab sich Sturm wieder zu Bonifacius, um ihn den Ort zu beschreiben. Dieser fand die Stelle aber nicht sicher genug, wegen der ganz in der Nähe wohnenden noch sehr grimmen Sachsen. Er rieth ihm noch weiter fort zu wandern. Sturm fuhr also mit seinen Gefährten die Fulda hinauf. Aber vergeblich. Bonifacius befahl, noch weiter zu suchen. Sturm reisete dann auf einem Esel allein fort, sang dabei beständig Psalmen und betete abwechselnd. Mitten im Walde überraschte ihn die Nacht,

Aus Furcht, daß die wilden Thiere, namentlich die Wölfe und Bären seinen Esel fressen möchten, umzingelte er das Thier mit Holz; er selbst legte sich ruhig schlafen, nachdem er das Zeichen des Kreuzes an seine Stirn gemacht hatte. Eines Tages als er auf die mainzische Landstraße gekommen war, fand er eine Menge Slavoier, die sich in der Fulda badeten. Diese waren ein vom Norden hergekommenes Volk, das seit einem Jahrhunderte schon das Reich verwüstete, und sich sehr in Deutschland ausgebreitet hatte. Sturm wurde von ihnen verspottet, aber sie thaten ihm kein Leid. Endlich fand er einen Ort, welcher allen Wünschen entsprach. Er gab Bonifacius Nachricht davon und dieser erhielt die Erlaubniß von Karlmann, dem der Ort gehörte, daselbst ein Kloster dazu zu bauen. Derselbe schenkte dazu einen Raum von 4000 Schritt in der Runde, stellte den Schenkungsbrief aus und überredete auch die Edelleute, dasjenige, was sie an jenem Orte an Eigenthum hätten, dem neuen Kloster zu schenken. Hier wurde nun durch den Priester Sturm das Kloster Fulda erbauet, welcher mit noch sieben andern Mönchen die Arbeit begann. Am 12. Mai 744. Auch Bonifacius kam dahin mit einer großen Menge Arbeiter, um den Ort zu reinigen und zu weihen. Auf dem benachbarten Berge pflegte Bonifacius oft zu beten, weshalb er der Bischofsberg genannt wurde. Sturm wurde der erste Abt dieses Klosters.

Zwar war Bonifacius durch Gregor III. zum Erzbischof ernannt und geweiht, aber immer fehlte ihm noch ein fester erzbischöflicher Sitz, von wo aus er sein ganzes Arbeitsfeld hätte leiten können. Der Tod des Bischofs Aginfred von Köln veranlaßte ihn deshalb, bei dem Papst darum anzuhalten, daß dieses Bisthum zu einer Metropole möchte erhoben, und ihm übertragen werden, was ihm besonders um der Friesen willen wünschenswerth erschien. Das aber wurde verhindert durch einen Zwischenfall. Der Bischof Gewillieb

von Mainz, welcher seinen ermordeten Vater rächte, wurde seines Amtes entsetzt, weil er, den Kirchengesetzen zuwider, das Schwert geführt hatte. Der Bischofssitz zu Mainz wurde nun zur Metropole erhoben und Bonifacius übertragen. Lange hielt es indeß Bonifacius hier nicht aus; der alte Greis sehnte sich zurück nach Fulda, seinem Lieblingskloster, um dort sich etwas zu erholen, und nebenbei seine frühere Pflanzung zu pflegen. Auf seine Vorstellung erlaubte ihm Papst Zacharias, einen seiner tüchtigsten Priester sich zum Nachfolger zu erwählen. Er ordinirte seinen Liebling Lullus an seine Statt, und ließ sich durch ihn vertreten, wo er nicht selber erscheinen konnte. Eine der letzten öffentlichen Handlungen des Erzbischofs Bonifacius war noch die Ertheilung der königlichen Salbung an den fränkischen Major domus Pipin den Kleinen.

Mehr als 100,000 Heiden hatte Bonifacius schon bis zum Jahre 739 getauft; viele Mönchs- und Nonnenklöster erbauet, eine große Anzahl von Priestern und Bischöfen ordinirt, ganze Schaaren Abgefallener zum Glauben zurückgeführt; er hatte viele Götzen zertrümmert, ihre Säulen und Haine abgehauen und Kirchen erbauet an deren Stätten. Jetzt, nachdem er beinahe ein halbes Jahrhundert in rastloser Thätigkeit an dem Seelenheil von Hunderttausenden gearbeitet hatte, zog es ihn noch einmal hin nach Friesland, dem Arbeitsfelde, dem er seine erste Liebe und Jugendkraft geopfert hatte. Er traf Anstalten, (er nahm z. B. sein Leichentuch mit), welche deutlich zeigten, daß er wußte, er würde nicht wiederkehren; sondern dort, wo er seine Evangelistenthätigkeit begonnen, würde er auch seine Laufbahn beschließen. (Schluß folgt.)

John Williams.

Najatea ist die ansehnlichste von den Gesellschaftsinseln in Australien. Sie

hat zwanzig Stunden im Anfang und etwa 1.00 Einwohner. Sie war der Hauptsitz des Götzendienstes. Hier kam der Missionar John Williams den 11. September 1818 an. Der Tag der Ankunft war für die Eingeborenen ein Festtag. Bald bekannten sich viele Einwohner zum Christentume. Doch hielten manche noch fest an dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise und zeigten einen feindseligen Sinn. Hier ein Beispiel.

Eines Sonnabends wollte Williams seine gewöhnliche Fahrt nach Tahaa antreten, um in einer dort errichteten Kapelle zu predigen, als vier Männer zu Ruderen sich ihm anboten. Er nahm sie an, und eben wollten sie vom Lande abstoßen, da zeigte sich's, daß das Boot Wasser einließ, und so unterblieb die Fahrt. Der Heiland wollte seinen Diener noch nicht sterben lassen. Würde Williams abgeführt, so hätten ihn die vier Buben ins Meer geworfen, denn das hatten sie im Sinne. Eine Anzahl wilder, unbändiger junger Leute, der Fesseln überdrüssig, welche das Christenthum ihrem alten Wesen anlegte, waren nämlich übereingekommen, die Regierung der Insel umzustößen. Sie wollten den König und die beiden Missionare ermorden, und den Götzendienst wieder einführen. Am folgenden Tage erschien Einer der erwähnten vier Männer vor Williams Hause, tobte wie ein Wahnsinniger und schrie: „Werft heraus das Schwein, daß wir ihm den Hals abschneiden!“ Williams wollte schon hinaus gehen, als ein Pfleger der Gemeinde athemlos gelaufen kam, ihn zurückhielt und ihm erzählte, daß soeben ein Complot gegen des Königs und der Missionare entdeckt sei. Die Häuptlinge verurtheilten die vier Rädelsführer zum Tode; doch auf die Fälschsprache der Missionare ward ihnen das Leben geschenkt.

Einige Zeit darauf ward ein neuer

Anschlag auf der Missionare Leben gemacht. Aber der Herr band auf's Neue die Hände der Mörder und rettete seine Knechte wunderbar. Williams schreibt über diese schmerzlichen Erfahrungen an seine englischen Freunde: „Seid um dieser Dinge willen nicht in Angst meinethalben. Es kann ja nicht anders sein, als daß der starke Gewappnete seinen alten Palast mit aller Macht vertheidigt, und Vorgänge wie diese sind ein Zeugniß mehr dafür, daß sein Reich in Gefahr ist und seine Bollwerke am Einstürzen. Laßt uns eingedenk sein, daß Christi Reich siegen und Satans Reich fallen muß, und Jesus, deß dürfen wir sicher sein, wird die beschirmen, welche treu erfunden worden in seinem Dienst.“ Hier beschützte der Herr seinen treuen Knecht. Aber nach seinem unerforschlichen Ratheließ er zu, daß der treue Williams am 20. Nov. 1839 auf der Insel Erromanga von den Wilden erschlagen wurde. Was meinte der Herr damit, daß er diesen seinen Knecht hinwegnahm mitten aus der Fülle seiner Arbeit in einem Alter von 43½ Jahren? — Auch wenn wir keine Antwort wüßten auf diese Frage, es würde uns geziemen die Hand auf den Mund zu legen und uns zu beugen vor der Weisheit der unerforschlichen Wege des Herrn. Aber wir wissen die Antwort. Mächtiger als je das Wort aus Williams Munde predigt jetzt sein Blut auf Erromanga von der Liebe, die stärker ist, als der Tod, stark genug, um Christi Glieder freudig zu machen — über den Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben. Ja, es bleibt dabei: „Das Blut der Märtyrer ist die Aussaat der Kirche.“ Und siehe, die „Saat der Mohren“, wie Zinzendorf die Leichen der Missionare nennt, verheißt eine reiche, seltsame Ernte unter den Mohren der Südsee. (Amerikanischer Beobachter.)

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Postauslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 10. Hamburg.

Monat October 1875.

Das Rauschen in den Wipfeln der Maulbeerbäume.

(2. Sam. 5, 23—25.)

Im 104. Psalm V. 3 heißt es: „Du wölbest Deine Säle mit Wasser, Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen, Du gehst auf den Fittigen des Windes.“ Es ist ein unbeschreiblich beseligendes Bewußtsein, die Spuren der göttlichen Allgegenwart überall in den Werken Gottes zu erblicken.

Besonders geheimnißvoll und wunderbar ist das Flüstern wie das gewaltige Rauschen des Windes. Der 104. Psalm sagt, Gott gehe einher auf den Fittigen des Windes. So auch lesen wir 1. Kön. 19, 12, 13: nach dem Sturm, Erdbeben und Feuer an dem Propheten Elias war vorübergezogen, kam ein stilles sanftes Säufeln; und sobald er dies hörte, verhüllte er sein Antlitz mit einem Mantel, denn die Stimme des Herrn Zebaoth rief ihm aus demselben.

Der König David hatte eben einen Sieg errungen über die Philister, als sie abermals heraufgezogen wider Israel und sich lagerten im Thale Rephaim. — David fragte den Herrn; der Herr aber antwortete ihm: „Du sollst nicht hinaufziehen, sondern wende dich von

hinten zu ihnen, daß du an sie kommst gegen den Maulbeerbäumen. Und wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, dann zae dich (d. h. rege, beeile dich), denn der Herr ist dann ausgegangen vor dir her, zu schlagen das Heer der Philister.“ David befolgte dieses Gebot, und schlug die Philister.

Sowie Gott im alten Bunde oftmals seine heilige Gegenwart an die Naturkräfte knüpfte und sie gleichsam wie einen Schleier um sich hüllte, so sind solche im neuen Bunde die Sinnbilder Seines Geistes und Seines Wirkens selber. Wie auf Sinai das Gesetz Gottes gegeben ward unter Donnern und Blitzen, so kam am heiligen Pfingstfeste der h. Geist herab auf jene ersten Zeugen und Jünger Christi als das gewaltige Brausen eines starken Windes. Im Hebräischen giebt es sogar für Wind und Geist nur ein einziges Wort, welches Beides bezeichnet.

Nach diesen kurzen Andeutungen werden wir versuchen, die Anwendung zu machen von dem Rauschen des Windes in den Wipfeln der Maulbeerbäume, welches dem David gegeben wurde als ein Zeichen, daß Gott ausgegangen sei vor ihm her, das Heer

der Philister zu schlagen. Wir wollen hier noch beiläufig daran erinnern, daß eigentlich der Maulbeerbaum in der ganzen Bibel nicht vorkommt. Das hebräische Wort, welches hier gebraucht ist, heißt Becaim; „das Rauschen in den Wipfeln der Becaim.“ Die ältesten griechischen und lateinischen Uebersetzer verstehen unter Becaim „Birnbäume“. Außerdem kommt das Wort in der lutherischen Uebersetzung noch etliche Male vor, z. B. 1. Chron. 27, 28 — Psalm 78, 47 — 2. Chron. 1, 15 — Amos 7, 14 und Luk. 17, 4. In allen diesen Stellen ist von Maulbeerfeigenbäumen die Rede (hebr. Schickmah — griech. Sycomorus).

Die Obstbäume haben in der Sprache der Bibel eine gute Bedeutung. So z. B. im Hohenliede Kapitel 2, 3: „Wie ein Apfelbaum (Tapuach) unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Freund unter den Söhnen. Ich sitze unter seinem Schatten, daß ich begehre, und seine Frucht ist meinem Gaumen süß.“ Wir sehen daraus, daß diese Tapuach, welche allerlei edle Obstsorten bedeuten, wozu auch die Birnen mitgezählt werden können, Christum abbilden, den Bräutigam der Kirche wie Er Seine Kirche labt, sowohl durch die mancherlei Früchte Seiner Priesterschaft, als durch den kühlenden Schatten der Tröstungen in der Seelensorge, wenn die Hitze der Trübsale uns matt machen will.

Jetzt wird uns von selbst verständlich werden, was das heißt: „Der Wind rauschet in den Wipfeln der Obstbäume;“ nämlich: die Diener der Kirche, die Priesterschaft, wird mächtig bewegt und ergriffen von der Kraft des heil. Geistes.

Die Philister stammen ab von Casluchim, welcher war ein Sohn Mizraim und Enkel Hams. Der Name ihres Stammvaters Casluchim wird übersetzt „Bedecket und vergeben;“ solche Worte werden gebraucht z. B. Psalm 32, 1: „Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist.“ Sie verließen aber ihr Vater-

land Capthor, d. i. Granat-Apfel, und nahmen Besitz von dem Strich Landes am mittelländischen Meer und nannten sich Philistin oder Philister, d. h. Flüchtlinge, Fremdlinge oder Ausländer, wovon auch das ganze Land Palästina oder Philistää den Namen angenommen hat. Die Philister werden in der h. Schrift sonst auch die Unbeschnittenen genannt, und waren eine kriegerische, dem Götzendienste sehr ergebene Nation. Baal-Sebub, die Astarte und der Dagon, ein Wassergott, oberhalb Wenssch, unten Fijah, waren ihre vornehmsten Götzen. Nehmen wir die Merkmale alle zusammen, so geben uns die Philister ein Bild von abgefallenen Christen, welchen einstmals ihre Sünden bedeckt oder vergeben waren, aber nachmals aus der kirchlichen Zucht und Ordnung wie aus ihrer Heimath gewichen sind, als Unbeschnittene an Herzen und Ohren und Halsstarrige (Apg. 7, 51) sich dem Laster und Unflath dieser Welt wieder ergeben haben. — St. Petrus beschreibt Solche (2. Petri 2, 15—22): „Sie haben verlassen den richtigen Weg und gehen irre, folgen nach dem Wege Balaam, des Sohnes Beor, welchem geliebte der Lohn der Ungerechtigkeit u. c. Denn sie reden aufgeblasene Worte, da nichts hinter ist; und reizen durch fleischliche Lüste und Unzucht diejenigen, die kaum entronnen waren Denjenigen, die im Irrthum wandeln; und verheißten Freiheit, so sie doch selbst Knechte des Verderbens sind. Denn so sie entflohen sind dem Unflath der Welt, durch die Erkenntniß des HErrn und Heilandes Jesu Christi, werden aber wiederum darenin geflochten und überwunden: so ist mit ihnen das Letzte ärger worden, denn das Erste. Denn es wäre ihnen besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, denn daß sie ihn erkennen, und sich ihnen gegeben ist. Es ist ihnen aber widerfahren das wahre Sprichwort: Der Hund frisset wieder, was er gespeiethat; und: Die Sau wälzet sich

nach der Schwemme wieder im Koth.“ — Deutlicher kann Niemand die Philister unter dem Volke der Christen beschreiben, wie der Apostel Petrus. Wir wissen auch, daß Solche ebenso wie die alten Philister immer schlagfertig und kriegerisch sind wider die wahren Kinder Gottes; sie suchen beständig durch Verleitung zum Abfall Niederlagen und Schaden anzurichten im Lager des geistlichen Israel; oder doch zu höhnen und zu schmähen auf die Gläubigen.

Wider die Philister sollte nun David ziehen, um sie zu dämpfen; aber es war ihm von Gott angedeutet worden, nur dann sie anzugreifen, wenn er hören würde das Rauschen in den Wipfeln der Obstbäume: dann aber sollte er eilen. Wir hören ja so vielfältig von treuen Christen sowie von Geistlichen die jammervolle Klage über die Verwüstungen, welche das jetzige Philistertum, die Geistlich-Unbeschnittenen, die Abgefallenen, anrichten; man versucht es auch, dagegen anzukämpfen, aber vergeblich. Woher kommt das? Es rauschet noch nicht genug in den Wipfeln der Maulbeerbäume. Christus, als der wahre König David, kann sie noch nicht angreifen; wenn nicht der h. Geist erst anfängt zu rauschen unter den Seelsorgern und Lehrern und Predigern des Volkes Gottes. Die Priesterschaft muß ergriffen werden von dem Odem des allmächtigen Gottes, wenn sie das Schwert des Geistes ziehen will wider diese Unbeschnittenen.

So lange die Streiter Gottes mit ihrer eigenen Kraft, oder gar in Lauheit wie der Priester Eli, nur einmal in der höchsten Noth ihre eigene Unzufriedenheit aussprechen, werden sie allezeit zurückgeworfen werden durch die brutale Redheit des Feindes. Es muß rauschen oben in den Wipfeln der Bäume; die Kraft des h. Geistes muß die obersten geistlichen Hirten und Wächter zuerst ergreifen. Wenn das gehört wird, dann ist es Zeit; denn: „Der HErr ist dann aus-

gegangen vor dir her, zu schlagen das Heer der Philister.“

Und was soll nun das Schlagen bedeuten? Wir sollen sie zur Beute haben; sie sollen überwältigt werden, bekehrt und in Buße und Reue wieder zu Jesu Füßen niederfallen, vor dem Erben des Thrones Davids.

Darum wollen wir heilige Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel im inbrünstigen Gebet für alle unsere geistlichen Väter und Hirten; nicht wider sie lästern oder uns darin gefallen, sie zu tabeln; sondern bitten, daß der HErr sich aufmachen wolle, sie zu ergreifen durch Seinen Geist, damit ihr Wort feurig werde auf ihren Lippen, und jedes Wort treffen möge. Ach, daß doch bald das Rauschen gehört werden möchte in den Wipfeln der Maulbeerbäume!

Wer Augen hat zum Sehen, der wird mit Freuden wahrnehmen, daß Tausende von Geistlichen bereits bewegt werden vom Geiste Gottes. Es ist eine Sehnsucht in ihnen erwacht nach göttlicher Hülfe für sich und ihre Gemeinden. Es ist das jedenfalls ein guter Anfang; aber das Rauschen wird und muß noch immer mächtiger werden in den Wipfeln der Maulbeerbäume; dann wird auch folgen jenes Rauschen auf dem Todten-Acker des Propheten Hesekiel 37, 7 u. c. und Gottes Volk wird erwachen zum neuen Leben. —

Die Gründung der Kirche in Deutschland.

Ein Stück Kirchengeschichte aus dem 8. Jahrhundert.

(Schluß.)

Mit jugendlichem Muth durchreiste der 74jährige Erzbischof noch einmal das Land der Friesen; er verwandelte noch mehrere Götzhaine in Kirchen, richtete auf was zerfallen, und suchte zu ordnen, was verwirret war und

taufte noch mehrere Tausende, Männer, Weiber und Kinder. An einem festlichen Tage, wo er alle getauften Friesen noch einmal nach Dokkum eingeladen hatte zu einer großen Versammlung und feierlichem gemeinsamen Gottesdienste, und zur Ertheilung der Firmelung, hatte Bonifacius sich früh auf freiem Felde eingefunden. Aber anstatt der Geladenen erschien plötzlich ein großer Haufen wüthender Heiden mit Lanzen, Schwertern und Schilden bewaffnet, welche sich verschworen hatten, den Feind ihrer Götter an diesem Tage zu morden. Er hörte diese wüthende Bande schon von ferne kommen, hörte ihre Verwünschungen und ihr Loben. Er ging tief bewegt der Gefahr entgegen. Seine Priester und Diakonen wollten sich eben anschicken, ihren Erzbischof gegen die rohe Gewalt der Barbaren zu schützen; er vertrat ihnen aber den Weg, indem er ausrief: „Kinder, streitet nicht; der Tag, den ich längst erwartet habe, ist gekommen. Fasset Muth! Fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib, aber nicht die Seele tödten können. Freuet Euch in dem Herrn, auf Ihn werfet den Anker der Hoffnung; ertraget standhaft den kurzen Augenblick des Todes, um ewig mit Christo zu regieren!“ Kaum hatte er ausgerebet, so fielen schon die bewaffneten Heiden über das kleine Häufchen her, und stießen Einen nach dem Andern nieder. Auch Bonifacius erhielt den Todesstreich. So starb dieser Held Gottes mitten in seiner Arbeit, wohlgefahnt den Märtyrer-Tod am 5. Juni 755.

Sein frommer Lieblingschüler Gregor, den wir als Knabe schon bei ihm im Hessenlande kennen gelernt hatten, war zu dieser Zeit Abt im Kloster zu Utrecht, und wirkte von da aus gleichfalls für die Ausbreitung des Evangeliums mit großem Erfolg.

Wir aber haben Ursache, uns mit Dank gegen Gott dieser treuen Väter zu erinnern, und den Herrn anzurufen: „Laß sie ruhen in Deinem Frieden,

und erwachen zu einer fröhlichen Auferstehung!“ Amen.

(Aus der Zeit Karls des Großen.)

Es war nicht so leicht, den Götzendienste in den umfangreichen dunkeln Eichenwäldern Deutschlands auszurotten; namentlich waren es unsere Stammväter, die alten Sachsen, welche so leichten Kaufs sich nicht wollten zur Ruhe weisen lassen. Bonifacius hatte ausgekämpft, und viele seiner Genossen waren mit ihm gewürdigt, die Märtyrerkrone zu empfangen; aber aus ihrem Blute sollte nach dem die reichste Ausaat für den Kirchenacker hervorsprossen. Ein Kriegsheld war gefallen, der das Schwert des Geistes zu gebrauchen verstand; ein zweiter folgte diesem, welcher sein thatenreiches Leben gleichfalls an die heilige Sache Gottes setzte. Dieser war weder Mönch noch Priester, weder Erzbischof noch Papst sondern ein weltlicher Monarch: es war Kaiser Karl der Große. Sein blitzendes Schwert kam nicht in die Scheide; wie ein König David focht er die Kriege Gottes und suchte das Land Immanuel zu erweitern.

Man hat mit Recht behauptet, daß es nicht die rechte Weise sei, mit blutigem Kriegesschwert die Kirche Christi auszubreiten und überhaupt geistliche Sachen durch Krieg und Blutvergießen zu befördern. Es ist wahr, wenn gesagt wird, die Kirche Christi ist kein Reich von dieser Welt. Es war auch in der That kein Zeichen von Glaubensstärke, wenn die Kirche ihren Schutz und ihre Zuflucht suchte unter den Flügeln der Könige der Erde, und wir behaupten, daß die Kirche diesen Schutz auch noch wieder einbüßen muß, wenn sie mit Christo, ihrem wahren Oberhaupte, wieder auf's Neue kommen will; und doch ist es sehr vergebliche Mühe, darüber mit der Vorzeit zu hadern und zu rechten. Die Kirche hat nun einmal seit dem Zeitalter Konstantins des Großen keine andere Geschichte aufzuweisen, und wir müssen

uns begnügen mit der Erzählung der stattgehabten Thatfachen, wie sie nun einmal hinter uns liegen. Unsere Klugheit reicht nicht aus, mit Bestimmtheit der göttlichen Vorsehung einen andern Weg vorschreiben zu können. Die deutschen Völker waren tapfer und kriegerisch; Gott setzte ihnen einen Herrscher, der ihnen gewachsen war. Außerdem wußten die Machthaber der Welt ebenso gut die Sache der Kirche für ihre Zwecke zu benutzen, als umgekehrt die Diener der Kirche es verstanden, die politischen Angelegenheiten für die Sache der Kirche auszubeuten. Wir können demnach nach Verlauf von tausend Jahren nicht mit Gott und Seiner Vorsehung streiten, warum er so und so gehandelt, und sich dieser und jener Wege bedient habe. Gott ist immer groß in seinem Walten. Karl der Große war bekanntlich ein Sohn Pipin des Kleinen und Enkel des Karl Martell. Er folgte seinem Vater Pipin in der Regierung als König der Franken im Jahre 768, ward aber am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in Rom vom Papste Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt. Dieser Papst war in Rom bei einem öffentlichen Aufzuge von seinen Feinden aus den Reihen gerissen und gemißhandelt worden. Als König Karl diesen Vorfall erfuhr, ließ er den Papst mit großen Ehrenbezeugungen zu sich nach Paderborn führen. Leo kam im Jahre 799 mit glänzendem Gefolge dahin, und wurde von dem Könige mit enthusiastischer Freude mit großer Ehrerbietung empfangen.

Karl versprach ihm Genugthuung und ließ ihn unter zahlreicher Bedeckung sicher wieder nach Rom geleiten. Im Herbst 800 folgte er selbst dahin nach und übte strenge Justiz über die Empörer.

Am Weihnachtsfeste desselben Jahres ward in der prächtigen Peterskirche zu Rom unter Begleitung herrlicher Musik ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Karl wohnte demselben bei, trat im langen Purpur eines vornehmen Rö-

mers in die Kirche, ging zum Altar und warf sich in seiner gewohnten frommen Weise an dessen unterster Stufe nieder. Als er sein stilles Gebet verrichtet hatte, und sich eben wieder erhob, trat der Papst hervor und setzte ihm die römische Kaiserkrone auf's Haupt. Zu gleicher Zeit stimmte das Musikchor einen feierlichen Krönungs-gesang an und jubelnd rief die verlamelte Menge aus: „Carlus Augustus, von Gott gekrönter, großer Friede bringender Kaiser der Römer! Ihm lauges Leben und Sieg!“ Der Papst selbst kniete vor ihm nieder, um ihm seine Ehrfurcht zu beweisen.

Schon seit länger als 300 Jahren hatte kein römischer Kaiser mehr existirt; jetzt kam diese Würde an den mächtigen Herrscher der Franken, welcher auch so großes Gewicht darauf legte, daß er sich von allen seinen Unterthanen, vom 12. Jahre an, den Huldigungseid schwören ließ.

Kaiser Karl's wichtigster Krieg war sein 30jähriger Krieg gegen die Sachsen von 772 bis 803. Dieses alte Volk, von dem also auch wir Norddeutsche abstammen, hatte das Christenthum, weil sie fest an ihrem Götzendienste und den damit verbundenen alten Sitten hielten. Besonders verhaßt wurde es ihnen dadurch, daß es ihnen von den Franken aufgedrungen wurde. Karl, der aber diesen Völkern den Segen des Christenthums zuwenden wollte, hatte jetzt ihre Unterwerfung und Bekehrung beschlossen. Das war aber eine schwierige Aufgabe, zumal da die alten Deutschen in ihrem ganzen Wesen durch ihre Verfassung so ganz mit ihren heidnischen Heiligthümern zusammen gewachsen waren.

Es ist das außerordentlich wichtig, zu bemerken, daß die Religion der Deutschen auf's Engste mit ihrer Staats- und häuslichen Verfassung zusammengeschmolzen war. Wer ihnen das Eine antastete, der rüttelte auch zugleich an dem Andern. Sie liebten über Alles die Freiheit, und haßten

von Grund das Leben in Städten und die Unterjochung. Durch das Christenthum sollten sie nun zugleich unter die Herrschaft einer Hierarchie kommen; das deuteten sie als eine schmachvolle Knechtschaft, obwohl sie im Grunde genommen doch auch eine Priesterchaft hatten und Götzen, denen sie gehorchten. Sie mußten den Zehnten geben an die Kirche; das war ihnen ebenfalls zuwider; aber an ihre Götzenaltäre lieferten sie wohl mehr als den Zehnten und thaten es gern, weil sie dieses aus Ueberzeugung gaben; das Christenthum hingegen sammt seinen Auflagen, mußten sie zwangsweise und ohne Ueberzeugung annehmen. Daher die hartnäckige Weigerung und die große Erbitterung. Ja, man weiß es, daß die Sachsen noch lange Zeit nach ihrer Taufe heimlich den Götzen geopfert haben; ganze Geschlechter hindurch hat dies noch gedauert.

Das war der Grund, daß oft ganze Schaaren, welche als Besiegte zu der Taufe mit dem Schwerte in die Elbe getrieben wurden, später wieder abfielen; daher rührte ihr Haß gegen die Priester und Mönche, welche immer die Heere Karls begleiteten, damit sie die Ueberwundenen gleich taufen, und Klöster und Kirchen in ihren Gauen gleich gründen sollten. Deshalb zog das Kloster Fulda mit seinen Mönchen, dessen Abt Sturm in der Bekämpfung der Sachsen besonders eifrig war, auch besonders ihre Rache auf sich.

Der sehr fromme und einsichtsvolle Abt Alkuin erkannte es am besten, wodurch die Gründung der Kirche unter den Sachsen am meisten gehindert wurde; er ertheilte auch oftmals dem Kaiser sowohl wie den Bischöfen vorzügliche Rathschläge, wurde aber leider wenig gehört. (Fortsetzung folgt.)

Um Christi willen.

Ein italienischer Edelmann, der nie religiösen Unterricht genossen hatte, und dem der Name Christi als des Heilandes der Welt unbekannt war, hatte

sich durch seinen Geiz bekannt und verhaßt gemacht. Eines Tages war es einem Bettler gelungen, in die Besitzungen des reichen Mannes einzudringen und bis vor die Fenster des Schlosses zu gelangen, unter deren einem der Edelmann eben saß, und eine Erfrischung zu sich nahm. Sobald er den Bettler sah, befahl er, ihn hinauszujagen. Der arme Mann aber bat, „um Christi willen“ um ein Stückchen Brot. Dies fiel dem Reichen so auf, daß er zur allgemeinen Verwunderung seiner Dienerschaft dem Bettler einen Laib Brot zu geben befahl. Immer wieder kamen die Worte „um Christi willen“ ihm in den Sinn, und die starke Bewegung, die er über diese Worte des Bettlers unwillkürlich in sich empfunden hatte, erneuerte sich oft in ihm; allein er wußte nicht, was die Worte wollen, und hatte Niemand, der ihn zu Christo führen konnte, daher fuhr er in seinem weltlichen Treiben fort. Einmal aber gab er, gerade auf dem Wege der Lust begriffen, einem andern Chemann solchen Anstoß, daß dieser im Zorn über die erlittene Beleidigung ihm den Tod schwur. Aus Furcht vor der drohenden Gefahr beschloß der Beleidiger, auf mehrere Jahre zu verreisen; allein sein erbitterter Feind folgte ihm auf dem Fuße nach, und überfiel ihn in der Absicht ihn zu ermorden. Er wurde entwaffnet, und lag ausgestreckt zu den Füßen des wüthenden Feindes. Schon sah er den Arm aufgehoben, der in einem Augenblicke ihn des Lebens berauben wollte, da rief er: „Um Christi willen verschone mich!“ Sogleich zog der Arm sich zurück, an die Stelle der Wuth setzte sich bei dem Siege tiefer Ernst, und nach einer Pause sprach er mit feierlichem Tone: „Um Christi willen verschone ich Dich. Dieser Name allein konnte Dich retten.“ Das Erstaunen des jungen Mannes über diese Wirkung der von ihm gebrauchten Worte war groß, und blieb ihm stets lebendig; allein Niemand gab ihm Licht darüber, Niemand zeigte ihm den Weg. Auf

dem Verlauf seiner Reise kam er in ein protestantisches Land, wo er durch die Gnade des Herrn zu Leuten geführt wurde, die ihm über die vielen Fragen seines Innern Aufschluß geben konnten. Die Bibel wurde in seine Hände gegeben, und dies heilige Buch erwies sich als eine Kraft Gottes zu seiner Seligkeit. Er wurde ein demüthiger eifriger Schüler Jesu Christi. (Amerikani cher Botschafter.)

Zur Sonntagsfeier.

Wenn man an den Sonntagen durch Städte und Dörfer geht, so weiß man oftmals gar nicht, daß es wirklich Sonntag ist; die Geschäfte werden betrieben, wie in der Woche; sogar auf dem Lande sieht und hört man Sonntags Mist fahren, Pflügen, Dreschen u. s. w. Die Geschäftswelt in Deutschland meint, es gehe nun einmal nicht anders; denn der Schaden sei zu groß, welcher durch den Stillstand des Verkehrs in so einem ganzen Tage entstehe. Deshalb ist auch der Staat genöthigt, sein Beamtenpersonal an Sonn- und Festtagen zum großen Theil arbeiten zu lassen. Ja die Uebertretung des Feiertagsgebotes ist so groß, daß es jetzt schon äußerst schwer wird für Arbeiter und Dienstboten, Stellung zu finden, wenn sie darauf bestehen, den Sonntag zu heiligen.

Daß aber die Welt nicht zu Grunde geht, wenn der Sonntag und Festtag geheiligt wird, und sogar Posten und Eisenbahnen still liegen, das kann man in Amerika lernen.

Der Hamburger Nachbar giebt darüber eine Mittheilung aus New York, er schreibt:

„Wir öffnen das Fenster um halb 9 Uhr Sonntagmorgens in einer der belebtesten Straßen New Yorks. Sechs Tage lang schallte es wie Donner zu uns herauf. In niemals unterbrochenem Laufe fuhren auf und ab zwei Reihen eleganter Omnibusse, so viele, daß es oft schwer war, zwischen dem einen und dem nächstfolgenden hindurchzuschlüpfen, wenn man die Straße

überschreiten wollte. Von diesen ist aber kein einziger in Bewegung vom Sonnabend Abend bis Montag früh. Daß kein zum geschäftlichen Verkehr dienendes Fuhrwerk in Thätigkeit ist, haben wir nicht nöthig noch zu sagen; auch die Standplätze für die Miethswagen sind während dieser 24 Stunden ganz verödet. Man fragt, wie ist das möglich in einer so beispiellos geschäftigen Stadt von einer Million Einwohner? Einzelne herrschaftliche Wagen sieht man später zur Zeit des Gottesdienstes zur Kirche fahren, und auf einigen Pferdebahnlunien hört man die Schellen der Pferde; allein in langen Zwischenräumen, die sonst überfüllten Wagen sind fast leer und die sonst so geschäftigen Schaffner langweilen sich. Statt des gewöhnlichen Gewühls sehen wir um halb 9 Uhr früh nichts als lange Züge wohlgekleideter Knaben und Mädchen mit Bibel und Gesangbuch unter dem Arme. Es ist die Zeit für die Sonntagschule. Wir verlassen unsere Wohnung und begeben uns auf die Straße. Der Weg führt uns durch die untere Stadt, die in der Woche wegen des Menschen- und Wagenswühls sehr schwer und nur mit beständigem Aufenthalt zu passiren ist.

Der Kontrast der vollkommenen Leere und Stille macht einen eigenthümlichen Eindruck. Aber wohlthuend ist diese Stille. Hier kommen wir an den vielen Kaffeehäusern und Billardsvorüber, den Liqueur- und Lagerbierhäusern: Alles geschlossen! Dort sehen wir die wohlbekanntesten großen grellfarbigen Aushängeschilder der Eisenbahn-Bureau: „Eilzug nach Chicago, gerade durch nach Californien.“ Aber heute ist Alles geschlossen; kein Zug geht ab. Wir gehen weiter an dem Hauptpostamt vorbei: Alles geschlossen, keine Briefausgabe, keine Briefannahme. Alle Postbeamte, alle die armen abgeheßten Briefträger haben ihren Ruhetag. Hier zu Lande würde man fragen: wie ist das möglich in einer der geschäftigsten Städte der Welt, in welcher sonst aller

Geschäftsverkehr mit Eisenbahneile betrieben wird? Kann das ohne Schaden für das Geschäft durchgeführt werden? Und was ist das für eine geheime Kraft, die eine solche Bevölkerung dahin bringt, es nicht als einen Druck oder Nachtheil anzusehen, sondern als einen Segen? Jawohl, Segen, reichen Segen im Geistlichen und im Zeitlichen hat dieser Gehorsam der Nation gegen Gottes Wort dem Lande gebracht."

Auch in Deutschland findet man in großen Städten den Anschein einer Sonntagsfeier. An vielen Geschäftsläden kann man lesen: An Sonn- und Festtagen von 2 Uhr ab geschlossen. — Das Geschäftspersonal will sich also ohne Zweifel erholen, d. h. in vielen Fällen sich Zerstreuung und Vergnügen verschaffen. Nun, wenn die Freuden erlaubter Natur sind, so ist das jedem Menschenkinde zu gönnen. Aber wo bleibt da die eigentliche Sabbathfeier, wenn man den wichtigsten Theil des Feiertages, anstatt dem öffentlichen Gottesdienste, dem Geschäftsleben widmet? Diese Art Sonntagsfeier ist nicht die von Gott gebotene, sondern eine selbstische. Der Mensch dient damit nicht Gott, sondern sich selber.

Wir hören oft die Frage: Was kann man thun, damit es in diesem Stück besser werde? Wir wissen hauptsächlich nur zwei Antworten zu geben:

Erstens haben wir alle diesen Zustand als eine gemeinschaftliche Versündigung und Schuld aufrichtig vor Gott zu bekennen? Niemand darf sich ausschließen, obgleich er persönlich den Sabbath ernstlich feiert; denn die gesammte Christenheit bildet etwas Ganzes, sie ist das Volk Gottes als Gesamtheit. Dieses gemeinsame Schuldbewußtsein fehlt noch zu sehr. Zweitens müssen Alle, welche zur klaren Erkenntniß dieser Versündigung gelangt sind, sofort den Anfang machen, mit einem guten Beispiele voran zu gehen, soweit die Verhältnisse es gestatten.

Rufe mich an in der Noth.

Ein gläubiger Christ litt an heftigem Kopf- und Zahnweh, so, daß er drei Tage lang das Bett hüten mußte. Dennoch war er sehr geduldig und voll Freude, daß ihn der Herr auch etliche Tropfen aus dem Leidenskelche zu kosten gebe. Der Geistliche besuchte ihn und las ihm vor aus dem Neuen Testamente. Mitten in seinen heftigen Schmerzen pries er Gott für die Lieblichkeit Seines heil. Wortes und vergaß fast ganz seine Schmerzen, welche fortbauerten. Am Abend erwachte sein Glaube an den lebendigen Heiland Jesus Christus mit ganz besonderer Kraft. Die Bitte des Aussätzigen stand ihm vor der Seele. Mit wahrer Inbrunst warf er sich jetzt auf die Knie und rief: Herr, so Du willst, kannst Du mir auch jetzt diese Schmerzen abnehmen! Getröstet stand er auf und wollte sich wieder zu Bette legen, aber siehe, seine Schmerzen waren plötzlich gewichen, er war erhört. Er pries Gott und konnte nun ruhig schlafen. (Glaser's Erzählungen.)

An die Engherzigen.

Was wehret ihr den Brudernamen Dem Jünger, der mit euch nicht geht? Was lästert ihr den guten Saamen, Den eure Hand nicht ausgefäht? Ein großer Herr braucht manches Knecht's, Viel Hände kämpfen für sein Reich, Und im Gedränge des Gefechtes Ist für euch, wer nicht wider euch.

Giebt's keinen bessern Kampf zu kämpfen, Als Wortgezänk und Syblenfreit? Gilt's nicht, des Satans Macht zu dämpfen In dieser leibbetrübt'n Zeit? D grüßet froh als Bundsgenossen, Wer unterm Banner Christi ficht, Die dichten Glieder fest geschlossen. Denn anders geht's zum Siege nicht.

Soll denn der Erbfeind lieber siegen, Eh' ihr besiegt den Brudergriff? Soll Zion's Bau darnieder liegen, Eh' daß der Nachbar helfen soll? Ist dies das heilige Erbarmen? Ist dies der stille sanfte Geist? Sind dies die Kleinen, Geistlich armen, Die unser Meister selig pries? (Nachbar.)

Redaction von H. Geyer. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)
Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebne Bahn unserm Gott. Jes. 40, 3.

Nr. 11.

Hamburg.

Monat November 1875.

Die göttliche Thorheit,

oder:

Selig ist, wer sich nicht an mir
irgert.

Es ist ein sehr merkwürdiger Ausspruch des Apostels Paulus, wenn er schreibt 1 Cor. 1, 25. „Die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind.“ Man sollte es kaum glauben, daß Gottes Verfahren und Gottes Wege irgend einem Sterblichen thöricht erscheinen könnten; und dennoch giebt es Tausende von Christen und Dienern Christi, welche sich an Gottes Verhalten ärgern, es thöricht finden, und daraus sich einen Grund zum Unglauben machen. So machten es schon die Zeitgenossen unseres Herrn und Heilandes. Als Johannes der Täufer kam und nichts aß und nichts trank, sondern viel fastete, da sagten die Leute: „Der hat den Teufel“; des Menschensohn kam nun, aß und trank; da sagten sie: „Siehe der Mensch ist ein Freßer und Wein-Säufer, und der Zöllner und Sünder-Gesellen,“ und die Weisheit Gottes mußte sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Worin dieses Verfahren Gottes seinen Grund hat, wird uns klar gemacht im 18 Psalm. Dort heißt es Vers 26—29. „Bei den Heiligen bist du heilig,

und bei den Frommen bist du fromm. Bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt.“

Hieraus merkten wir deutlich, daß Gottes Thaten immer gerecht und heilig sind; wo sie aber ungerecht erscheinen oder unheilig und verkehrt, daß solcher Schein seinen Grund hat in der Verkehrtheit der Menschen, welche Gottes Thun und Lassen nur nach ihrer eigenen Thorheit und Verkehrtheit beurtheilen. Die Ansichten der Menschen gleichen einer Brille, durch welche sie Alles sehen. Ist diese geistliche Brille grün, so sieht ihnen die ganze Welt grün aus; ist sie roth oder schwarz, oder ohne Farbe, so sieht sie wieder anders aus. Daher kommt es denn, daß die Einen sich über eine That freuen, während Andere sich daran stoßen oder ärgern. Darum finden Heilige, Fromme und Reine, Gottes Wege auch heilig, fromm und rein, während die Verkehrten sich weise dünken, und Gottes Walten als verkehrt tadeln.

In der heil. Schrift finden wir manche Beispiele, woran es uns klar wird. Unser genannter Psalm deutet es schon an, daß es Gnade von Gott ist, wenn Jemand Gottes Wege richtig erkennen kann; Vers 28, 29 heißt es: „Denn du hilfst dem elenden Volk, und die

hohen Augen niedrigest du; denn du erleuchtest meine Leuchte, der Herr mein Gott macht meine Finsterniß Licht.“ Das ist der wahre Grund; ein Verlehrter ist nicht erleuchtet, sondern umkehrter nach der Verkehrtheit seines Herzens; aber der Herr kehrt sich nicht daran, sondern geht ruhig und majestätisch seinen Weg. Als der Herr in seiner Barmherzigkeit den bußfertigen Leuten zu Nineve Gnade wiederfahren und die Stadt nicht untergehen ließ, wie Jonas ihnen verkündigt hatte; da ärgerte sich der Prophet Jonas daran, und sagte dem Herrn trotzig ins Angesicht: „Billig zürne ich darüber mein Lebenlang.“

Jonas hat auch jetzt noch viele Brüder, die ihm ähnlich sind, die sich auch ärgern und daran stoßen, wenn Gott aus höheren väterlichen Absichten manche seiner Drohungen nicht erfüllt oder zurücknimmt; oder manche Verheißung auch zurücknimmt, weil die Menschenkinder sich ihrer unwürdig machen.

Samuel mußte Saul gegenüber als ein hinterlistiger, Treulosser erscheinen, so daß er wirklich auch des Königs Zorn fürchtete, als er auf Gottes Geheiß den David zu des Königs Saul Thronfolger salbte. Der Herr hielt es nicht für nöthig und zweckmäßig, den König Saul davon in Kenntniß zu setzen.

Eins der merkwürdigsten Exempel ist das Verfahren Gottes mit dem Erzvater Jakob, welcher in seiner Handlungsweise gegen Esau sowohl, als seinem Vater Isaak gegenüber, scheinbar als ein listiger Betrüger betrachtet wurde. Wir haben nicht nöthig, Jakobs Handlungsweise nach christlicher Weise zu rechtfertigen; sondern wir sind verbunden, diese Thaten so stehen zu lassen, wie sie damals geschehen sind. Die Mutter Rebekka wird vielseitig getadelt, daß sie den Plan angestiftet hatte, dem kleineren Sohne den Segen auf solche Weise zuzuwenden. Und doch muß Jedermann zugeben, daß sie wußte, was sie that, und daß sie wußte,

was der Segen eines Vaters zu bedeuten hatte. Sie hatte schon vor der Geburt ihrer Zwillingssöhne ausdrücklich die göttliche Offenbarung erhalten, daß der Ältere dem Kleinern dienen werde. Und der Hebräer-Brief Cap. 12 giebt klares Zeugniß davon, daß Esau durch seine Gottlosigkeit (wörtlich Ruchlosigkeit), seine Erstgeburt, sowie den Segen einbüßte, und verworfen wurde und keinen Raum zur Buße fand, wiewohl er sie mit Thränen nachher suchte (B. 16, 17.).

Wir nehmen also an, daß Jakobs Handlungsweise nach unseren Begriffen nicht richtig gewesen sei, sowohl in Betreff des Erstgeburtrechtes, wie in Erlangung des Segens seines Vaters. Wie kommt es nun aber, daß der heilige und gerechte Gott sein Amen dazu spricht?

Isaak konnte seinen Sohn Jakob, den er für Esau hielt, segnen; aber Gott allein war doch nur im Stande diesen Segen zu erfüllen; und er hat ihn auch erfüllt. Nicht darum, weil er etwa Wohlgefallen hätte an der Art und Weise, wie Jakob und seine Mutter handelten; sondern weil sich Esau durch sein ruchloses Wesen jener göttlichen Verheißungen unwürdig gemacht hatte, ließ es Gott geschehen, einen scheinbar verkehrten Weg einzuschlagen, seine Verheißungen zu erfüllen.

Daß Isaak selbst an die Erfüllung seines Segens glaubte, und daß er in allen diesen Vorgängen die wunderbare Hand des Herrn erkannt hatte, geht daraus hervor, daß er dem Jakob noch einen schönen Segenswunsch mit auf die Reise gab.

Esau sah freilich seinen Bruder Jakob an als einen Betrüger; in Gottes Augen war er es sicher nicht. Esau hatte Mord- und Machegebanten wider seinen Bruder; Jakob wählte die Fremdlingerschaft, und wäre er in Gottes Augen verachtet gewesen, dann hätte Er sich ihm in der Nacht nicht offenbart, er mit dem Haupte auf einem Stein ruhend im Traum die Himmelsleiter schaute, auf der die Engel Gottes auf-

und niedersteigen. Gott sah er oben auf der Himmelsleiter stehen, und sprach zu Jakob: „Ich bin der Herr, Abrahams, deines Vaters Gott, und Isaaks Gott; das Land darauf du liegest, will ich dir und deinem Saamen geben. Und dein Saame soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen den Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag; und durch dich und deinen Saamen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe, ich bin mit dir, und will dich behüten wo du hingiehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht lassen, bis ich thue Alles, was ich dir geredet habe.“

Welch eine kostbare Verheißung! Würde Gott wohl solche Worte geredet haben zu einem Menschen, der von Ihm für einen Betrüger gehalten wäre? Sicherlich nicht. Aber einem verkehrten Herzen wird der Herr auch in diesem Stück verkehrt erscheinen, und der Verkehrte wird sich daran ärgern und fallen.

Ist es nicht sonderbar, daß über Gottes Lippen auch nicht der leiseste Vorwurf wider Jakob gekommen ist? Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels! So hatte Jakob ausgerufen nach seinem Erwachen; und hier that er sein Gelübde, welches er später auch ehrlich erfüllte. Wie fröhlich mag er nach einer solchen Nacht seine Straße gezogen sein. Ganz dieselbe Anschauung bleibt uns über Jakob, wenn wir ihn weiter begleiten nach Mesopotamien zu Laban, seiner Mutter Bruder. Dort hat Gott ihn so reichlich gesegnet. Seine Weiber und Kinder und seine großen Heerden hatte er sämmtlich mit seines Schwiegervaters Einwilligung, und zwar als einen sauer verdienten Lohn. Nicht einen einzigen Ziegenbock, Schaf oder Widder hatte er ihm gewaltsam entführt. Er sprach selbst auf der Heimreise: als ich über diesen Jordan ging, da hatte ich nicht mehr als diesen Stab; und nun siehe, ich bin 2 Heere geworden.

Als Laban ihm nachsagte, erschien diesem Gott im Traum, und sprach zu

ihm: „Hüte dich, daß du mit Jacob nicht anders als freundlich redest. Würde es nicht unerhört sein, wenn Gott so sorgfältig mit einem Betrüger umginge?“

Als Jakob auf der Heimreise mit den Seinen nach Mahanaim kam, begegneten ihm ganze Heerschaaren heiliger Engel. Ferner in der Nacht vor seinem Zusammenreffen mit seinem Bruder Esau erschien ihm der Herr, und kämpfte mit ihm, und der Herr ließ sich von Jakob überwinden. Da sprach der Herr zu ihm: Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen. Du sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel (d. h. ein Sieger) genannt werden, und der Herr segnete ihn daselbst. Auch gab ihm Gott Gnade vor seinem Bruder Esau, den er jetzt reichlich beschenken konnte. Wie mag sich der alte Vater Isaak gefreut haben, als ihm bei der Heimkehr sein Sohn Jakob seine 12 Söhne vorführen konnte. Später finden wir (1 Mos. 35, 28, 29) Jakob mit Esau vereint an der Gruft ihres entschlafenen Vaters.

So haben wir denn hier eine Reihe von Bildern an uns vorüberziehen sehen, in denen Gott in den Augen verkehrter Menschen verkehrt zu Werke gegangen zu sein scheint. Aber es hat sich hier wie überall bewährt: Bei den Heiligen ist Er heilig; bei den Frommen ist Er fromm, und bei den Reinen ist Er rein.

Und so geht Er auch mit Seiner Kirche um, so daß der gläubige Uebersrest, welcher die göttlichen Verheißungen des Himmelreichs an sich reißt, als sein Erstgeburtrecht, von denen verfolgt wird, welche es verachten, und sich mit der Herrlichkeit und den Reichthümern dieser Welt allein begnügen.

Selig sind, die Reines Herzens sind; sie werden Gott schauen; und zwar in allem Seinem wunderbaren Walten.

Aus der Zeit Carl's des Großen. (Fortsetzung.)

Der erste Zug Carl's den er in das Land Sachsen unternahm, war kurz und glücklich; er eroberte die Weste

Chresburg, der Sachsen Zuflucht unweit der Weser in unwegsamer Gegend auf einer steilen Anhöhe; dort zerstörte er die Irmenfäule, das größte Heiligtum der Sachsen, vielleicht dem Kriegsgotte Wodan geweiht. Sie wurden zum Frieden gezwungen. Jetzt hatte Carl wieder in Italien zu thun; aber kaum dort in voller Thätigkeit, fielen die Sachsen wieder ab und empörten sich wieder die Franken. Er eilte 775 schleunig zurück, stellte die Ruhe wieder her, und wandte sich dann wieder nach Italien. Es dauerte nicht lange, da machte eine abermalige Empörung der Sachsen Carls Rückkehr nach Deutschland nothwendig. Er schlug sie, gründete neue Schlösser und Burgen in ihren Gauen, besetzte diese mit fränkischem Kriegsvolk und die also eingeschüchterten Sachsen zitterten so vor seinem Zorn, daß sie unwandelbare Treue gelobten. Jetzt glaubte Carl ihres Gehorsams und ihrer Treue gegen Staat und Kirche gewiß zu sein; deshalb ließ er unter ihnen Kirchen bauen, Klöster gründen und Geistliche anstellen. Im Jahre 777 kerierte er deshalb eine Versammlung der Edlen nach Paderborn. Die Meisten kamen, Viele ließen sich taufen; aber ein schlimmes Zeichen war es, daß Wittelkind, der tapfere und einflußreiche Feldherr der Sachsen nicht erschien. Er war zu dem normanischen Könige Siegfried entflohen.

Unterdessen, daß Carl sich in Spanien aufhielt, um dort das Land bis zum Ebro zu erobern, und seinem Reiche unter dem Namen der spanischen Mark einzuverleiben, und den dort noch übrigen Christen einen wichtigen Stützpunkt zu verschaffen, hatten die Sachsen wiederum ihre Eide vergessen. Mit Feuer und Schwert waren sie in die fränkischen Länder gefallen und hatten furchtbare Verwüstungen angerichtet. Carl züchtigte sie hart, ließ sich im Jahre 780 zu Lipp-Spring wiederum die heiligsten Eidschwüre ablegen und nahm von den Sachsen vornehme Männer, die er als Geißeln gefangen behielt um sie zur Treue zu zwingen.

Das folgende Jahr ging der Kaiser Carl wieder nach Rom, um seinen Sohn Pipin vom Papste zum König von Italien, und seinen Sohn Ludwig zum König von Aquitanien, im südlichen Frankreich, setzen zu lassen. Kaum aber hatte er den Rücken gewandt, da erwachte in den alten Sachsen ihre alte Wuth wieder und ihre alte Freiheitelust. Es war ihnen unerträglich, ein fremdes Joch am Halse zu tragen, und noch einmal versuchten sie es, dieses sammt dem Christenthum abzuschütteln. Auf dem Berge Suntel schlossen sie die beiden fränkischen Heerführer, Geilo und Adalgis, die gegen die Slaven ziehen sollten, ein und hieben sie nebst einem großen Theil ihrer Krieger nieder. Schrecklicher aber als je entbrannte jetzt Carls Zorn. Er eilte zurück nach Deutschland, umringte die Sachsen bei Werden an der Aller, und ließ 4500 Sachsen enthaupten, und drohete beim nächsten Treubruche noch viel strenger zu verfahren. Wuth und Verzweiflung bemächtigte sich nun aber unserer alten sächsischen Väter; wie ein Mann erhob sich jetzt das ganze Sachsenvolk unter ihrem tapfern Feldherrn, dem Herzog Wittelkind, um ihre hingesperrten Brüder zu rächen. Anfangs mußte sich Carl zurückziehen; bald aber wurde ihm an der Hase bei Osnabrück wieder ein vollständiger Sieg, welcher nunmehr die Folge hatte, daß Wittelkind selbst feierlich gelobte, sich zu unterwerfen, und ein Christ zu werden. Treu hielt dieser deutsche Mann sein Wort; im Jahre 785 kam er nach Frankreich, um dort der christlichen Kirche sich einverleiben zu lassen. Carl empfing Wittelkind nebst dessen Gemahlin Geva sehr freundlich, und nach vorangegangenen Katechumen-Unterrichte empfingen Beide zu Altigny durch den Erzbischof Lullus von Mainz die heilige Taufe, wobei Carl der Gr. und dessen Gemahlin Fastrada Gebatter standen. Diefem Beispiele folgten von nun an viele Sachsen nebst ihren Häuptlingen. Gegen 10,000 der Widerspenstigen brachte der Kaiser auf fränkisches Gebiet. Jedoch

erst durch den Friedensschluß zu Selz im Jahre 804 wurde seine Herrschaft, sowie das Christenthum dauernd befestigt und gesichert.

Nachdem Wittelkind, der Herzog von Ost- und Westphalen, getauft war, wurde auch sein Wappen etwas abgeändert. Er führte früher ein schwarzes Roß in seinem Wappen. Von diesem Roß oder Fahlen (auch Fohlen oder Füllen) bekamen die Westphalen auch ihren besonderen Namen. Karl fand es für passend, dieses schwarze Roß, welches ebenfalls die Braunschweiger, Lüneburger und noch jetzt Hannover führen, in ein weißes Roß zu verwandeln; indem er das schwarze wohl dem finstern Heidenthum entsprechend fand, keineswegs aber dem Christenthume; vielmehr gezieme ihm und seinem Volke, welches fortan im Lichte und in der Gerechtigkeit Jesu Christi zu wandeln berufen sei, die helle Farbe des Lichts.

Man findet in vielen Wappen ähnliche später hinzugekommene Zeichen, welche auf die Annahme des Christenthumes zurückdeuten; so z. B. in dem Königl. Wappen der Krone von Dänemark, das Lamn mit dem aufrechten Kreuzfahlein. Das Kreuz in den Oldenburgischen, Spanischen und Schottischen Kronwappen. Auch wird von dem mächtigen Könige Clodoveus von Frankreich erzählt, daß er bei Annahme des Christenthums im Jahre 499 sein Wappen geändert, und anstatt der bisherigen 3 Kröten 3 Lilien darin angenommen habe.

War nun dieser Sieg Carls für das Christenthum auch vorläufig nur erst ein ganz äußerlicher, so war dieser eiserne Kirchenzwang doch wie der Stab Moses, ein Zuchtmeister, der zu Christo hinführen sollte. Es war in der That so wie mit jener gewaltsamen Beschneidung der Männer von Sidem (1 Mos. 34.); doch war dies eiserne Regiment Carls das schützende Dach, unter welchem eine mildere Frucht nach und nach sich entwickeln konnte. Unter Carls wachsamem Auge, unter seinen reglamen, nimmer rastenden Händen

wurde alle Trägheit und Nachlässigkeit der Priesterschaft, wie sie sich später in manchen verfaulten Klöstern unter den Mönchen einschlich, gründlich verschleudt; er duldete keine Verfümmung geistlicher Pflichten. Wie er selbst auch in seinem Alter Schreiben und Lesen lernte, sowie fremde Sprachen, so war er beständig darauf bedacht, überall durch Kirchen, Klöster und Schulen die getauften Sachsen zu civilisiren, und ihre Gauen durch Cultur des Bodens und Anlage von Städten empor zu bringen. Die errichteten Bisthümer zu Paderborn, Osnabrück, Halberstadt, Münster, Minden, Bremen, Werden und Seligenstadt, welche alle in jener Zeit entstanden, konnten nun wenigstens die christliche Bildung unter dem rohen Volke vorbereiten. Unter den christlichen Lehrern, denen besonders die wahrhafte Besserung und Veredlung der Sachsen am Herzen lag, zeichnete sich besonders Liudger, ein Nachkomme des frommen Friesen Wurding aus.

Liudger hatte den Samen der Frömmigkeit in sein Gemüth aufgenommen; der segensreiche Unterricht des Abtes Gregor' von Utrecht, des Schülers des heil. Bonifacius, hatte tiefe Wurzeln gefaßt. Gregor hatte ihn nach England gesandt, um in der Schule des berühmten Alkuin in York, seine theologische Bildung zu vollenden. Mit Kenntnissen und Lehrthätigkeit reichlich versehen, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er in der Gegend in der Bonifacius den Märtyrertod gestorben war, sieben Jahre hindurch segensreich arbeitete. Es war im Jahre 782, wo die Empörung der Sachsen gegen die fränkische Herrschaft seine Wirksamkeit störte. Er unternahm unterbeß eine Reise nach Rom, und besuchte die Abtei Monte Cassino, um hier die Musterschuld des alten Mönchswesens kennen zu lernen. Später kehrte er wieder zurück und fand durch Wittelkind's Unterwerfung die Ruhe in seinem Vaterlande wieder hergestellt.

Carl der Große wies ihm denn seinen Wirkungskreis aufs Neue unter den Friesen an. Von da aus trug er nun auch das Evangelium nach der Insel Helgoland, wo einst Willibrod's Versuche vergeblich waren. Er taufte den Sohn des Fürsten von Helgoland, und erzog in ihm einen für die friesischen Mission sehr tüchtigen Presbyter.

Nachdem Carl die Sachsen gänzlich besiegt hatte, übertrug er Liudger die Verwaltung des nachmaligen Bisthums Münster. Er durchwanderte mit rastlosem Eifer die Gebiete der Sachsen, um sie gründlich im Christenthum zu unterrichten, und immer mehr für Christum zu gewinnen. Lange Zeit verwaltete er das bischöfliche Hirtenamt ohne den Titel desselben zu tragen, bis ihm der Erzbischof Hildebold von Cöln denselben aufdrang. Hätte Kaiser Carl es nur erlaubt, er wäre bis zu den heidnischen Normännern hingedrungen, welche der Zeit ein Schrecken der christlichen Sachsen und Franken waren. Noch an dem Sonntage, welcher der Nacht seines Todes voran ging, predigte Liudger zweimal an zwei verschiedenen Orten seines Sprengels, und bot Nachmittags um 3 Uhr noch seine letzten Kräfte auf, um in der Kirche zu Billerbeck die Messe zu lesen. Er starb am 26. März 809.

(Schluß folgt.)

Das wichtigste Stück beim Kirchengesang.

Es gewährt einen trübseligen Anblick, wenn man in vielen Kirchen den Gemeindegesang verstummt findet, und die Orgel allein denselben besorgt. Die Orgel ist ein schönes Instrument, wo sie gut gehandhabt wird, und ist dazu bestimmt, den Gesang der Gemeinde zu tragen, zu verschönern, und die etwaigen rauhen Stimmen zu decken oder zu verschlingen, doch keineswegs den ganzen Gesang zu übertönen. Ebenso trübselig ist es auch wiederum, wenn zwar Gesang vorhanden ist, aber

nur durch bezahlte oder freiwillige Sängerschöre allein besorgt wird, während die Gemeinde selbst, welche die eigentliche Lobfängerin ist, sich bloß daran ergötzt.

Ein guter Sängerkor kann von großem Nutzen sein, indem der Gemeindegesang sich daran lehnt und sich leiten läßt, so daß aller Gesang wiederum zusammenfließt in Eine Harmonie.

Was aber ist das Allerwichtigste dabei? Es heißt: Singet und spielet dem HERRN! Singet dem HERRN ein neues Lied etc.

Sobald wir uns selber gern hören, oder hören lassen, und bei uns die Frage entsteht: Was sagen die Menschen zu meinem Gesang? Dann haben wir nicht dem HERRN, sondern den Menschen gesungen. Es wäre dasselbe, als wenn Jemand gern hörte, daß die Leute sagten: Ei, der kann schön beten!

Da nun Gesang auch eine Form des Gebets ist, so ist es wichtig, daß unser Herz in Andacht beim HERRN ist, damit der Kirchengesang niemals zu einer bloßen Gesangsübung herabgewürdigt wird.

Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Fische im Meere werden dir's erzählen.

Dieses Wort im Buche Hiob's mußte einst auch ein Fischer erfahren, welcher schon seit langer Zeit den Sonntag zu seinem Berufsgeschäft verwandte und sich vom Gotteshause entfernt hielt.

Eines Sonntags fing er einen großen Fisch und legte ihn neben sich, um noch etliche dazu zu fangen. Er bemerkte, daß derselbe oftmals mit großer Anstrengung in die Höhe schnellte. Er betrachtete den Fisch aufmerksam. Dann sprach er bei sich: dieser Fisch zappelt so ängstlich und

öffnet seinen Mund, weil er lechzet nach dem Wasser, welches ihm fehlt. Ach, und ich dürste und lechze schon so lange nicht mehr nach dem Worte Gottes und der göttlichen Gnade; ich kann so ruhig bleiben ohne Gottesdienst und ohne Predigt, ohne Sacrament, ohne Gebet.

Ist das nicht ein Zeichen, daß ich schon geistlich todt bin? Ich will umkehren zu meinem früheren Lebens-Element. Und dieser Fisch, welcher mir ein Prediger der Gerechtigkeit geworden ist, soll auch wieder in sein Element zurück. Damit warf er ihn rasch in's Wasser.

Trost in der Ritterschaft gegen die Sünde.

Neulich klagte mir eine sehr liebe Jüngerin Jesu Christi, daß sie sich so sehr unglücklich fühle, wegen der mancherlei Versuchungen und Angriffen des Satans. Es gelinge ihr zwar, dieselben siegreich durch Gottes Kraft zu überwinden; aber dennoch sei sie betrübt darüber, daß ihr derlei Versuchungen immer noch wieder vorkämen.

Ich erwiderte ihr, daß wir in diesem Stück wohl unterscheiden müßten, was Versuchung und Einwilligung sei. Die Sache liegt so: wir haben zwar dem Teufel und der Sünde den Gehorsam aufgekündigt, aber der Teufel sammt der Sünde hat uns noch nicht aufgegeben. Obgleich wir den Satan verlassen, so verläßt er uns darum noch nicht. Die Hauptsache bleibt demnach, daß wir ihm kein Gehör geben. Sollte der böse Feind also bei dir anklopfen, so laß ihn nur immer klopfen, aber sage nur ja nicht: herein! dann muß er draußen bleiben.

Aus Süd-Amerika.

In Buenos Ayres macht sich jetzt auch der Kampf gegen die römisch-päpstliche Kirche laut bemerkbar. Unter der Leitung des Dr. Castro Bondo ist

aus römischen Katholiken eine neue Gemeinde gebildet, welche sich nennt: „Christlich-apostolische allgemeine Kirche.“ Diese Gemeinde verwirft die Autorität des Papstes und der Cardinäle, sowie die Lehre von der materiellen Brodverwandlung in der römischen Kirche. Das heil. Abendmahl genießt die Gemeinde in beiden Gestalten: Brod und Kelch, und lesen fleißig die Bibel. Als kirchliche Aemter gelten bei ihnen die drei ältesten Grade: Bischof, Priester und Diakonen.

Missions-Beruf der Deutschen.

In der allgemeinen Missionszeitschrift, die Dr. Warnock in Gütersloh bei Bertelsmann herausgibt, steht ein sehr bemerkenswerther Aufsatz des Dr. Christlieb über den „Missionsberuf des evangelischen Deutschlands“ darin stellt er dar, was zu einem tüchtigen Arbeiter auf dem Missionsgebiete gehört; nämlich:

- 1) Fester, persönlicher Glaube an den HERRN und an den Sieg Seines Evangeliums;
- 2) Völlige Hingabe an die Sache Seines Reiches;
- 3) Gebetskraft, die auch in den dunkelsten Lagen neue Stärke und Hoffnung von oben herabzieht;
- 4) Persönliche Heiligung, Kühnheit und Muth, Unternehmungsgeist, Geistesgegenwart, die in keiner Gefahr den Kopf verliert.
- 5) Entbehrungskraft, die nicht murren wenn es an Bequemlichkeiten u. dgl. fehlt.
- 6) Sprachtalent, Lehrgabe, Zeugenkraft in der Predigt u. s. w.

Dr. Christlieb vergleicht nun ferner die Gaben und Anlagen der verschiedenen Völker, und findet, daß die Deutschen ihrer natürlichen Gaben und Vorzüge wegen sich am meisten eignen für den Missionsberuf. Er findet unter den Deutschen am stärksten einen theologischen Bildungstrieb; sowie eine ganz besondere Lehrgabe und Fähigkeit frei zu predigen.

Ferner findet er, daß die Deutschen am geschicktesten sind, fremde Sprachen leicht zu lernen. Außerdem sei es unterschieden, daß der Deutsche am meisten fremde Nationalitäten schone, und sich sehr leicht den fremdländischen Eigenthümlichkeiten anzubequemen wisse. Endlich sei es erwiesen, daß der Deutsche sehr anspruchslos, arbeitsfreudig, und weitherzig sei, wo es darauf ankomme Andere zu schonen.

Man muß gestehen, daß diese erwähnten Eigenschaften sich nicht nur im Allgemeinen unter den Deutschen häufiger finden, als unter vielen anderen Nationen; sondern sie sind auch in der That sehr wünschenswerthe Gaben, nicht allein unter den Heiden, sondern auch für die Mission in der Heimath.

Ein Brief Döllinger's.

Das „Heidelberger Journal“ ist in der Lage, einen Brief Döllingers an einen heute noch unter der Freiburger Kurie stehenden badischen katholischen Pfarrer mitzutheilen, aus welchem man ein sachkundiges Urtheil über die Zustände der römisch-katholischen Kirche erhält. Döllinger schreibt also:

„Hochverehrter Herr!

Gern beantworte ich die an mich gestellten Fragen, freilich als ein sehr in Anspruch genommener, alter Mann in nothwendiger Kürze.

1) Was mich betrifft, so rechne ich mich aus Ueberzeugung zur alt-katholischen Gemeinschaft; ich glaube, daß sie eine höhere, ihr gegebene Sendung zu erfüllen hat, und zwar eine dreifache:

a. Zeugniß zu geben für die altkirchliche Wahrheit und gegen die neuen Irrlehren von der päpstlichen Universalmacht und Unfehlbarkeit; insbesondere auch als redender und permanenter Protest dazustehen gegen die

heillose, von diesem Papst erst aufgebrachte Willführ in Vervollständigung neuer Glaubensartikel. Ein zweiter Beruf der altkatholischen Gemeinschaft ist es in meinen Augen, allmählig und in successivem Fortschritt eine von Irrwahn und Superstition gereinigte, der alten noch unzertrunnten mehr conformen Kirche darzustellen.

c. Damit hängt zusammen ihr dritter Beruf, nämlich als Werkzeug und Vermittlungsglied einer künftigen großen Wiedervereinigung der getrennten Christen und Kirchen zu dienen. Ein Anfang dazu, wenn auch noch ein kleiner, ist vor einigen Wochen in Bonn gemacht worden. Ich vertraue auf den Fortgang dieses Friedenswerkes. (Fortf. f.)

Des Ueberwinders Lohn.

Wer überwindet, kämpfte nicht vergebens,
Denn allem Kampfe will ich ihn entrichten,
Und will ihn speisen mit dem Brod des Lebens
Und ihn mit einem neuen Namen schmücken.

Wer überwindet und hält meine Werke
Und weicht von Treue nicht bis an sein Ende,
Den rüst ich aus mit neuer Gottesstärke
Und geb der Heiden Reich in seine Hände.

Wer überwindet, der soll frei von Mängeln
Ein reines weißes Kleid sein eigen nennen;
Vor meinen Vater und vor Seinen Engeln
Will ich zu seinem Namen mich bekennen.

Wer überwindet, soll in Gottes Tempel
Für alle Zeit als Pfeiler sich erheben
Ihm präg ich auf mit meiner Gnade Stempel
Drei Namen, die ihm ewig Ehre geben.

Wer überwindet, wie ich überwunden,
Der soll mit mir auf meinem Stuhle thronen,
Dort hält die Nacht nie seinen Geist gebunden,
Denn in dem Lichte Gottes wird er wohnen.

Wer überwindet, eingedenk im Sterben
Des gallenbittern Kelches meiner Leiden,
Der ist mein Sohn, ihn seh ich ein zum Erben
Und nichts soll ihn von meiner Liebe scheiden.

J. Sturm.

Redaction von H. Meyer. Hamburg, (Hellbrook bei Barmbeck.)

Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.

Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Abend- und Morgenroth

der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Beleuchtet im Lichte des Wortes Gottes, an der Hand der Geschichte.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geislliche aller Confessionen.

Preis halbjährlich einschließlich der Post-
auslage 10 Sgr.
Zu beziehen durch alle Postämter und Zeit-
ungs-Expeditionen.

Motto: Es ist eine Stimme eines Predi-
gers in der Wüste: Bereitet dem Herrn
den Weg, machet auf dem Gefilde eine
ebne Bahn unserm Gott. Jes 40, 3.

Nr. 12. Hamburg.

Monat December 1875.

Der Advent und die Kirche.

Mit dem Beginn des neuen Kirchenjahres tritt die Kirche zugleich in die dem h. Weihnachtsfeste vorangehende Adventszeit ein. In diesen 4 Wochen durchlebt sie gewissermaßen alljährlich die Zeit der 4 Jahrtausende, in welchen einst die Väter des alten Bundes dem verheißenen Erlöser entgegenharreten, bis endlich das Kindlein Jesu zu Bethlehäm im Stall und in der Krippe das Licht dieser Welt erblickt: jede Woche gleichsam ein Jahrtausend. Die Kirche Christi hat aber bei der alljährlichen Wiedergeburt ihrer festlichen Zeiten nicht bloß Rückblicke zu thun, sondern in unserer jetzigen kirchlichen Haushaltung blicken wir mit Recht auch vorwärts in die Zukunft. Auch für uns giebt es eine Zukunft; ja was reden wir: die allgrößte, die großartigste Zukunft harret unserer. Unsere Zeit ist in einem gewissen Sinne jener gleich, welche der Geburt des Jesus-Kindes voranging. Die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit und Barmherzigkeit ist noch nicht abgeschlossen, sondern Jesus Christus, der König der Ehren, der ewige Hohepriester, ist vor den Augen von 120 Zeugen zwar sichtbar in den Himmel gefahren, um den Thron der Ehren zur

Rechten des Vaters einzunehmen; allein die Welt und alle Seine Feinde wollen nicht daran glauben. Zwar beweiset Er sich fort und fort durch die Wirklichkeit Seines Geistes als der Auferstandene von den Todten; allein Er hat es verheißt, daß Er wiederkommen will, zu richten die Lebendigen und die Todten. Er will wiederkommen in großer Kraft und Herrlichkeit, so daß alle Völker ihn sehen werden, auch Seine Feinde.

Mit diesem Blick in die Zukunft tritt die Kirche alljährlich in die heil. Adventszeit ein. Wir fragen uns darnach dreierlei:

- 1) Wie wird die Zukunft Christi sein?
- 2) Welche Ereignisse stehen damit in Verbindung? und
- 3) Welche Wirkung sollte diese Hoffnung bei allen Christen hervorbringen?

Wir fragen uns also zuerst: Wie wird die Zukunft Christi sein? Welcher Art oder Natur? Es darf uns nicht wundern, wenn gar viele Christen in unseren Tagen, ja sogar Theologen, Männer von Fach, gar nicht mehr an eine persönliche Wiederkunft Jesu Christi glauben; sondern die Ausdrücke der heil. Schrift, welche darauf Bezug haben, als bildliche Redensarten be-

trachten, welche keine Wirklichkeit beanspruchen. Andere haben sich die Sache so zurecht gelegt, als sei die Zukunft Christi damit erfüllt, wenn wir einst sterben, und dann zu Ihm gelangen, entweder zur Seligkeit oder Verdammniß. Noch Andere giebt es, welche darunter das Kommen Jesu im heil. Geiste verstehen. Es kann eine solche spirituelle Auffassung nicht wundern, da solche Menschen meistens auch nur eine Idee haben, anstatt an einen wirklichen Christus zu glauben. Wir aber sind keine Ideen-Menschen, sondern wir halten einen Jesus Christus fest, der mit Fleisch und Bein wirklich existierte auf Erden, und der im verklärten Fleisch und Bein noch lebt und regiert in Ewigkeit. Dieser Jesus ist wirklich, leibhaftig und lebendig gen Himmel gefahren vor vielen Zeugen, und wird wieder von da herab kommen und zwar, wie Er selber mündlich versicherte: in großer Kraft und Herrlichkeit, und alle heiligen Engel werden in Seinem Gefolge sein. [Matth. 25, 31 u.]

Es ist sonderbar, daß die Beschreibung, welche unser Heiland von Seinem Kommen macht, auf die meisten Christen so wenig Eindruck macht, so daß man dieses Ereigniß immer als weit in der fernen Zukunft liegend betrachtet, während es doch eben:ogut als nahe bevorstehend angesehen werden kann.

Es heißt aber von diesem großen Tage, daß er kommen werde wie ein Dieb in der Nacht; des Menschensohn wird kommen zu der Stunde, da wir es nicht vermuthen. Der Herr vergleicht den Tag seiner Wiederkunft mit dem Tage, da Noach in die Arche einzog, sowie dem Tage als Loth aus Sodom ging. Es wird ein Tag sein, wie alle anderen Tage: die Leute erwachen aus ihrem Schlummer, essen, trinken, gehen an ihre Arbeit, wie sonst immer; andere werden ihren Vergnügungen nachjagen oder in ihrer Sünde fortfahren. Wieder Andere werden fortfahren mit Gebet und Flehen, und der Heiligung nachjagen,

und indem sie so thun, werden sie ihren Blick nach Osten wenden voll inniger Sehnsucht und rufen: „Komme Herr Jesu!“ Plötzlich wird der Himmel sich öffnen und ein wunderbarer Lichtglanz wird hervorbrechen und alle Lüste erfüllen. Glänzende Heerschaaren ohne Ende werden mit Blitzschnelle den Erdbreis erfüllen; fürstliche Gestalten, hohe erhabene Würdenträger, voll Majestät, führen in ihrer Mitte den Herrscher Himmels und der Erde, den König aller Könige, den Herrn aller Herren, dessen Augen leuchten wie Feuerflammen und sein Gewand wie Blitz. An seinen durchbohrten Händen wird man aber erkennen, daß Er der einst Gekreuzigte ist. Jubel aller Frommen wird sich erheben; Lobgesänge, Hallelujah's, Hosannah's, namenlose Freude und Entzücken wird hervorstürmen wie eine Fluth. Dazwischen aber wird eine grenzenlose Angst, bodenloser Schrecken, Verzweiflung und Wehegeschrei sich erheben. Ihr Berge fallet auf und, und ihr Hügel bedekt uns vor dem Angesichte dessen, der auf dem Throne sitzt. Man wird diesmal darüber nicht im Zweifel sein, ob dieses Jesus Christus, der Herrscher aller Heerschaaren ist, oder nicht. So wird die Zukunft Christi beschaffen sein nach bestimmten Aussprüchen der heiligen Schrift.

Wir fragen uns nun aber weiter: Welche Ereignisse werden damit in Verbindung stehen? Unser Herr sagt selber, daß die Völker sich vor Ihm versammeln müssen, und Er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet. Zu Seiner Rechten wird Er die Erben Seines Reiches stellen, und zu Seiner Linken die Gottlosen. Beide Theile werden alsdann ihr ewiges Urtheil empfangen, und sofort ihre etwaige Bestimmung antreten. (Matth. 25, 41 u.) St. Paulus schreibt, daß die Todten in Christo zuerst auferstehen, und darnach die, welche zu der Zeit noch am Leben

sind, körperlich verwandelt werden, so daß die sterblichen Leiber plötzlich sich in unsterbliche umwandeln.

Mit diesem Kommen des Herrn ist zugleich das Gericht über die große Babel, sowie über den Antichrist und seinen Anhang verbunden. 2 Thess. 2, 8. heißt es: „Alsdann wird der Boshaftige offenbaret werden, welchen der Herr umbringen wird mit dem Geiste Seines Mundes, und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft. Des, welches Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern; und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit, unter denen die verloren werden u. s. w.“

An dem Tage, wo die oben beschriebene erste Auferstehung aus den Todten stattfinden wird, werden auch folgende Ereignisse eintreten: Offb. Joh. 20, 1—6. „Und ich sah einen Engel vom Himmel herabfahren, der hatte den Schlüssel zum Abgrunde, und eine große Kette in seiner Hand. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel, und der Satan, und band ihn tausend Jahre. Und warf ihn in den Abgrund, und verschloß ihn, und versiegelte ober darauf: daß er nicht mehr verführen sollte die Heiden, bis daß vollendet würden tausend Jahre; und darnach muß er los werden eine kleine Zeit. Und ich sahe Stühle, und sie setzten sich darauf, und ihnen ward gegeben das Gericht; und die Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen; und die nicht angebetet hatten das Thier, noch sein Bild, und nicht angenommen hatten sein Maalzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand. Diese lebten und regierten mit Christo tausend Jahr. Die anderen Todten aber wurden nicht wieder lebendig, bis daß tausend Jahr vollendet wurden.“

Dies ist die erste Auferstehung. Selig ist der und heilig der Theil hat an der ersten Auferstehung. Ueber

solche hat der andere Tod keine Macht; sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein, und mit Ihm regieren tausend Jahr.“

Mit dem Beginn der tausend Jahre tritt demnach Christus mit Seiner nunmehr vollendeten Kirche Sein königliches-priesterliches Regiment an; die Hochzeit des Lammes ist gekommen, die thörichten Jungfrauen sind ausgeschloffen; die Knechte sind zur Rechenschaft gefordert, wie sie in dieser Welt mit ihren anvertrauten Pfunden gewuchert haben, und es bricht nun damit die Zeit an, da die Menge der Heiden sich zum Herrn bekehren wird. Die Kirche Christi umfaßt die Erstlings-schaar; die Menge der Heiden die große Ernte. Die Juden werden jetzt ebenfalls gläubig, und da sie seit Jahrtausenden unter alle Völker der Erde zerstreut gewesen sind, und überall der Sprachen der Nationen und Völker kundig sind, sind sie tüchtig, die Missionen unter allen Völkern auszurichten. Alle Heiden werden dann herzufließen, und anbeten den Herrn der Herrlichkeit, und wandeln in Seinem Lichte.

Wie groß und erhaben wird also der große Tag des Herrn sein, wo alle diese Ereignisse sich erfüllen werden. Es wird damit der Schluß der Welt- und Kirchengeschichte beginnen.

Wir fragen uns nun noch drittens: Welche Wirkung sollte diese Hoffnung bei allen Christen hervorbringen.

Zuerst Freude und Bönne, bei denen die in Christo Jesu geheiligt sind; denn also ruft uns der Herr (Luc. 21, 28) selber zu, nachdem er von den Zeichen geredet hatte, welche Seiner Zukunft voran gehen würden: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so hebt eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung naht.“

Für Alle aber, welche auf dieses Kommen des Herrn noch nicht vorbereitet sind, muß diese Hoffnung nothwendig eine Erweckung zur ernstlichsten Buße sein. Der Herr ermahnt selbst

dazu, wenn er sagt: Aber hütet euch, daß euere Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen, und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch. Denn wie ein Fallstrick wird er kommen, über Alle die auf Erden wohnen. So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget, zu entfliehen diesem Allen, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschensohn, Luc. 21, 34—36.

Im Propheten Maleachi Cap. 3. lesen wir, daß der Herr seinen Engel senden wird, der vor Ihm her den Weg bereiten soll. „Aber,“ heißt es, „wer wird den Tag Seiner Zukunft erleiden mögen? Und wer wird bestehen, wenn Er wird erscheinen? Denn er ist wie das Feuer eines Goldschmiedes, und wie die Seife der Wäscher. Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen; Er wird die Kinder Levi reinigen und läutern wie Gold und Silber; dann werden sie dem Herrn bringen Speisopfer in Gerechtigkeit; und wird dem Herrn wohlgefallen das Speisopfer Juda und Jerusalems, wie vorhin und vor langen Jahren.“

Von einer solchen Vorbereitung und Heiligung lesen wir nun auch noch Mal. 4. und Joel im ganzen 2ten Kapitel, und an vielen anderen Orten.

Es muß auch in der That ein gewaltiger Augenblick sein, wo wir plötzlich dem Richter aller Welten und zugleich unserm größten und zärtlichsten Freunde, Auge in Auge gegenüber stehen werden, um aus Seinem Munde unser ewiges Urtheil zu vernehmen. Möge deshalb auch diese Adventzeit uns fördern in der Heiligung.

Ein Brief Döllinger's.

(Schluß.)

2) Ich habe durchaus keine Hoffnung, daß unter dem nächsten oder einem der nächsten Päpste, irgend etwas im Großen und Wesentlichen gut gemacht werde und so viel ich wahrnehme, sind

Alle, welche den Zustand der römischen Kurie und des römischen Clerus kennen, nach dieser Seite hin eben so hoffnungslos als ich. In dieser ganzen Papstgenossenschaft in- und außerhalb Italiens giebt es nur noch eine einzige treibende Kraft, der gegenüber alles Andere: Episcopat, Cardinäle, geistliche Orden, Schulen etc. sich passiv verhält, und das ist der Jesuitenorden. Er ist die Seele, der Beherrscher des ganzen römischen Kirchenwesens. Dies wird auch unter einem neuen Papst wohl so bleiben, weil dieser Orden unentbehrlich ist, und zugleich ohne zu herrschen oder herrschen zu wollen, gar nicht existiren kann.

Früher, vor 1773, waren in der Kirche mannichfache Gegengewichte da, die anderen Orden waren noch stark und lebenskräftig; jetzt sind die anderen Orden entweder machtlose Schatten oder halb willige, halb unwillige Trabanten des leitenden Jesuitischen Gestirns, und die römische Kurie muß, um Kurie zu bleiben, ihr kirchliches Monopol, ihre Geldmittel u. s. w. zu bewahren, sich auf die Jesuiten stützen, d. h. ihnen und ihren Impulsen dienen. Die Jesuiten aber sind die fleischgewordene Superstition, verbunden mit Despotismus.

Die Menschen beherrschen mittelst des ihnen dienstbar gewordenen Papstes, — das ist ihre Aufgabe, ihr Ziel, ihre mit Meisterschaft geübte Kunst. Daher das Streben, die Religion zu mechanisiren, das sacrificio dell' intelletto, das sie anpreisen, die Seelendressur zu unbedingtem, blinden Gehorsam etc.

Wie es aber jetzt, seit dem 18. Juli 1870 in der römischen Gemeinschaft aussieht und was für die nächste Zeit zu erwarten ist, mögen Sie daraus erschen,

daß das Monströseste, was je auf dem Gebiete der theologischen Lehre vorgekommen, ohne eine einzige dagegen laut werdende Stimme hat vollbracht werden können, ich meine die feierliche Proclamation des Alfons Ligouri zum Doctor ecclesiae (also neben Augustinus, Ambrosius etc.) des Mannes, dessen falsche Moral, verkehrter Marienkult, dessen beständiger Gebrauch der krassesten Fabeln und Fälschungen seine Schriften zu einem Magazin von Irrthümern und Lügen macht. Mir ist in der ganzen Kirchengeschichte kein Beispiel einer so furchtbaren, so verderblichen Verwirrung bekannt.

Und dazu schweigt Alles, — und in allen Seminarien wird die nachwachsende Generation mit diesen Büchern des Ligouri vergiftet.

Lange kann nun freilich ein solcher Zustand nicht dauern, es muß über kurz oder lang irgend wie und irgend wo eine Reaction zum Bessern eintreten, — aber dieses Wie und Wo ist eben unseren Augen verborgen.

Auf Ihre dritte Frage, was ich Ihnen zu thun rathe, antworte ich: folgen Sie Ihrer Ueberzeugung, und lassen Sie sich nicht durch die Vorwände der zu bewahrenden Einheit und des unbedingten Gehorsams bethören, womit jeder Irrwahn, und jede noch so arge Verunstaltung der Religion beschönigt wird. Was wir in diesem elenden Zustande thun können, und thun sollen, ist: Zeugniß ablegen vor Gott und der Welt, der von uns erkannten Wahrheit die ihr gebührende Ehre zu geben. Der allgemeine Indifferentismus, die bloß auf die eigene Bequemlichkeit bedachte, stumpfsinnige Haltung des Alerus, hat dieses Unheil des Vaticanum über uns gebracht. Je

größer die Zahl der Bekennenden, und von der falschen Lehre und Obedienz sich lossagenden wird, desto höher steigt die Hoffnung einer Genesung.

So viel in Eile; mit aller Hochachtung
Ihr ergebenster

J. v. Döllinger.

München, 18. October 1874.

Aus der Zeit Carl's des Großen. (Schluß.)

Außer Ludger gab es während Carl's Regierung aber noch verschiedene andere ausgezeichnete Männer, die für die Pflanzung und Befestigung der Kirche Christi sehr eifrig bemühet waren. Der Presbyter Willehad verdient besondere Erwähnung. Auch er wirkte zuerst in der Gegend von Doccum, wo Bonifacius sein Blut für Gottes Sache vergossen hatte, mit glücklichem Erfolg. In der Gegend von Grönungen jedoch, wo der Götzendienst noch ganz besonders vorherrschend war, erregte er durch seine Predigten die Volkswuth so gewaltig, daß man schon dabei war, ihn zu ermorden. Aber der Herr hatte es anders mit ihm beschlossen. Einige Männer des Volks, welche zu den Gemäßigteren gehörten, setzten es durch, daß das Loos über Leben und Tod entscheiden sollte. Das Loos entschied aber für das Leben, und so ward Willehad für das Mal gerettet. Von da begab sich dieser nun nach der Landschaft Drenthe, wo er in neue Lebensgefahr gerieth. Dort hatten einige seiner Schüler es gewagt, im unbesonnenen Eifer, ohne daß die Bewohner vorbereitet waren, Götzentempel zu zerstören. Es läßt sich denken, daß die Heiden sammt ihren Priestern jetzt in wüthenden Zorn geriethen. Mit grimmigen Schwertstößen drangen sie auf die Missionare ein. Auch Willehad bekam einen gewaltigen Hieb; jedoch wurde sein Leben geschützt: das Schwert wurde von einem sehr starken Lederriemen abgelenkt, mit welchem er eine Kapsel mit Reliquien an seinem Halse befestigt hatte, die er beständig bei sich

trug. Die Heiden stuzten, und hielten diesen Mann durch überirdische Mächte geschützt, und standen deshalb von weiteren Angriffen ab. Carl hörte von Willehad's unerschrockenem Muth, mit dem er unter den größten Gefahren das Evangelium predigte; deshalb wie er ihm einen Wirkungskreis in der Provinz Wigmodia an, in der Gegend von Bremen. Hier wirkte er 2 Jahre hindurch unter Friesen und Sachsen, bis im Jahre 782 die Empörung Wittend's sich auch bis in diese Provinz erstreckte.

Willehad war nicht der Mann, welcher die Märtyrerkrone suchte; wie wohl er, wo es darauf ankam, auch durch die That gezeigt hatte, daß er kein Feigling war. Er dachte, es sei nicht nur erlaubt, sondern heilige Pflicht, sein Leben zu schützen für den Dienst des Herrn an Seiner Kirche, indem der Herr selber zu Seinen Jüngern gesagt hatte: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.“ Aus diesem Grunde suchte er denn bei diesem Sturm, welcher es besonders auf die Mönche und Geistlichen abgesehen hatte, sein Leben durch schleunige Flucht zu retten. Diese im sehr unwillkommene Mühe benutzte er jedoch zu einer Reise nach Rom. Als er später zurückgekehrt war, fand er einen friedlichen Aufenthalt in dem Kloster Afternach, einer Stiftung Willebrods, woselbst sich seine zerstreuten Schüler bald wieder um ihn sammelten. Hier lebte Willehad 2 Jahre, mit Lesen und Schreiben, und stiller Betrachtung eifrig beschäftigt, ungestört fort. Eine Abschrift der paulinischen Episteln, welche von seinen Nachfolgern, den Bischöfen zu Bremen, aufbewahrt wurde, war auch eine Frucht dieser stillen Thätigkeit. Weit größere Freude jedoch gewährte es diesem Manne, welcher für die beständige evangelistische Arbeit zur Ausbreitung des Christenthums zu wirken gewohnt war, daß ihm Carl der Große seinen früheren Wirkungskreis wieder zurückgab, nachdem Wittelind im Jahre 785 sich

völlig unterworfen und das Christenthum endlich angenommen hatte.

Zwei Jahre später ward Bremen zum Sitze eines Bischofs erhoben, und Willehad zum ersten Bischof daselbst geweiht. Er weihte mit großer Pracht am 1. November (am Tage Allerheiligen) 789 zu Bremen die neue bischöfliche Hauptkirche, die Peterskirche, welche er hatte erbauen lassen; aber schon am 8. November desselben Jahres ward er seiner Gemeinde durch den Tod entzogen. Sein Verlust wurde von dieser sehr schmerzlich betrauert. Er befand sich auf einer Visitationsreise durch seinen großen Kirchensprengel. Zu Bleren an der Weser, nicht weit von Begefac, überfiel ihn plötzlich ein heftiges Fieber. Einer von seinen um ihn ängstlich versammelten Schülern klagte und jammerte laut: Ach was soll nun die neue Gemeinde und die junge Geistlichkeit machen ohne Euch?! — Wir sind nun doch wie eine Heerde ohne Hirten, mitten unter Wölfen! Berlaßt uns doch noch nicht! Willehad antwortete: O laß mich nicht länger der Anschauung des Herrn entbehren! Ich verlange nicht länger zu leben; ich fürchte auch den Tod nicht. Ich will nur, daß mein Herr, den ich immer von ganzem Herzen geliebt habe, mir für meine Arbeit einen Lohn nach Seinem Wohlgefallen geben möge; die Schafe aber, welche er mir anvertrauet hat, empfehle ich Seinem Schutze, denn auch ich habe das Gute, was ich vollbracht, nur in Seiner Kraft vollbracht. So wird auch Euch die Gnade dessen nicht fehlen, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist.

Die Sorge Karls des Großen ging nicht bloß auf die Ausbreitung der Kirche unter den heidnischen Völkern, sondern er wirkte auch eifrig für die Herstellung der Kirche im fränkischen Reiche. Die fränkischen Könige waren gewohnt gewesen, alle kirchlichen Aemter und sogar die bischöflichen Stellen, selbstständig zu vergeben, ja sogar zu verkaufen. Weder Synodalverordnungen noch die Bemühungen des Bonifazius

hatten solchen Unfug beseitigen können. Erst Carl der Große stellte die Freiheit der Bischofswahlen wieder her und behielt sich bloß ihre Bestätigung vor, obgleich er sich manche Ausnahmen erlaubte, indem er bisweilen selbst tüchtige Männer zu Bischöfen berief. Auch verordnete er, daß auf den Ständeversammlungen das Geistliche von dem Weltlichen mehr gesondert werden sollte; ndem er den Bischöfen und Aebten die Verhandlung über geistliche, den weltlichen Abgeordneten hingegen die politischen Angelegenheiten übertrug und ihre Beschlüsse unter kaiserlicher Autorität alsdann bekannt zu machen gebot.

Die bischöflichen Kirchsprengel waren die Ueberreste heidnischer Rohheit und Aberglaubens forderten demnach genaue Aufsicht. Dazu schienen dem Kaiser die Visitationsreisen der Bischöfe nicht ausreichend; deshalb wollte er diesen die Aufsicht erleichtern, und verordnete die s. g. Senden; die Bischöfe sollten nämlich jährlich einmal an jedem Orte ihres Sprengels ein geistliches Gericht halten, welches Senden genaunt wurde, wahrscheinlich eine Verflümmelung des Wortes Synode. Jedes Mitglied der Gemeinde war verpflichtet, jede ihm bekannt gewordene lasterhafte Handlung bei demselben anzugeben. Außerdem hatten sieben bewährte Männer der Gemeinde unter dem Namen „De kane“, eine Aufsicht über die Sittlichkeit. (Der Name klingt ähnlich wie Diakonen). Mehrere Tage vor der Ankunft des Bischofs gingen Archidiaconen (Erzdiaconen) nach dem Orte wo die Senden sollte gehalten werden, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Der Bischof eröffnete dann die Sitzung damit, daß er die Dekane einen Eid ablegen ließ, keine ihnen bekannte unsittliche Handlung geheim zu halten und dann ihnen folgende Fragen vorzulegen: Ob noch heidnische Gebräuche beobachtet würden? ob jeder Vater dem Sohne das Glaubensbekenntniß und Vaterunser lehre? ob un-

sittliche oder gar lasterhafte Handlungen in der Gemeinde begangen seien? Die von den Bischöfen verordneten Strafen, welche bisweilen in körperlicher Züchtigung bestanden, wurden sofort vollzogen, und die Staatsbeamten waren überall angewiesen, ihnen dabei behülflich zu sein. So gut gemeint nun aber auch diese Bestrebungen des Kaisers Carl sein mochten, sie zeigten, daß die Kirche unter seinem Regimente zu einem weltlichen Zuchtmeister herabgewürdigt wurde; die Diener der Kirche waren eine weltliche Polizei im geistlichen Gewande, unter welcher die edleren Früchte des Geistes nicht zur Entfaltung gelangen konnten.

Auch die Ausbildung des noch rohen Gottesdienstes lag dem Kaiser sehr am Herzen, besonders die Beredelung des Kirchengesanges. Die Franken stellten sich beim Singen so ungeschickt an, daß die Italiener sagten: ihr Gesang sei gleich dem Geheul wilder Thiere, und dem Rumpeln eines Wagens über einen Knüppeldamm. Carl wollte deshalb den Gesang bilden nach dem römischen; deshalb schickte ihm der Papst Hadrian seine beiden geschicktesten Sänger. Er stiftete Sängerschulen zu Soissons und Metz. Orgeln, welche an Stärke dem Donner und an Süßigkeit der Leher gleichkamen, baueten die Franken damals schon selber; obgleich die ersten Orgeln ihrer Schwerefülligkeit wegen geschlagen werden mußten. Auch einen guten Organisten mußte Carl sich noch vom Papste erbitten.

Ferner wirkte Kaiser Carl für die bestmögliche Verwaltung des Predigtaentes, sowie für den Jugendunterricht in der Religion, Alles in der Volkssprache. Leider gab es nur erst sehr wenige Geistliche, welche selbst im Stande waren, das Wort Gottes zu predigen. Darum ließ er eine gute Auswahl Predigten abschreiben, damit dem Volke daraus vorgelesen würde. Carl selbst machte diese Sammlung, welche aus den besten griechischen und lateinischen Kirchenlehrern genommen

war, (Homilarium) zum Gebrauche in der Kirche bekannt, schrieb eine Vorrede dazu, worin er die Geistlichen ermahnte, die Bibel eifrig zu studiren, indem er sich auf sein eigenes Beispiel berief, daß er sich durch eigene Mühe ein correctes Exemplar der heiligen Schrift verschafft habe. Er ermahnte die Geistlichen zum fleißigen Bücherschreiben, corrigirte ihnen oft selbst ihre Sprachfehler; aufs Dringendste aber ermahnte er sie zu einem frommen Lebenswandel. Karl liebte es besonders, mit gelehrten Männern aus allen Gegenden Umgang und Rath zu pflegen; worunter sich besonders Alkuin auszeichnete.

Ein Denkmal von Karls Frömmigkeit ist das Münster (oder Dom) zu Aachen, eine Kirche von großer Schönheit, welche er erbauen ließ. Er spendete reiche Gaben an die Armen, selbst weithin übers Meer, wenn er von armen Christen hörte.

Als Karl der Große seine Kräfte abnehmen fühlte, rief er eine große Versammlung nach Aachen, ließ sich von seinem Sohne Ludwig die heiligsten Gelübde für Reich und Kirche ablegen, und dieser mußte sich die goldene Krone selbst aufsetzen. Er starb am 28. Januar im Jahre 814 Morgens 10 Uhr, mit den Worten: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

Viele Christen und wenige Freunde des Kreuzes Christi.

I. 2.

Jesus hat Viele, die in seinem himmlischen Reiche gern oben an sitzen möchten; aber Wenige, die mit Ihm das Kreuz hier tragen wollen; Viele die immer nach Tröstungen lechzen aber Wenige die gern leiden wollen; Viele Tischgenossen, aber wenig Freunde der Enthaltbarkeit.

Redaction von H. Geyer. Hamburg, (Hellbroock bei Barmbeck.)
Expedition L. Preuß zu Hamburg, Neustädter Neue Straße.
Druck von Carl Witt in Salzgitter.

Alle möchten gern sich mit Christo freuen, aber Wenige wollen für Ihn etwas leiden.

Viele folgen Jesu nach bis zum Brodbrechen, aber Wenige bis zum Trinken des Leidensfeldes.

Viele verehren Seine Wunder, aber Wenige folgen Ihm bis zur Schmach des Kreuzes.

2.

Viele lieben Jesum, so lange sie nichts Widriges zu leiden haben; Viele loben und preisen Ihn, so lange sie süße Tröstungen von Ihm empfangen; so bald sich aber Jesus ihnen verbirgt, und sie nur ein wenig verläßt, da ist des Klagens kein Ende, oder sie verlieren gar allen Muth.

Die aber Jesum um Seiner selbst willen, und nicht um irgend eines Trostes willen lieb haben, die loben Ihn mitten in der Trübsal und Angst ihres Herzens, wie im Genusse der höchsten Freude.

Und wenn Er ihnen auch nie einen Trost geben wollte, sie würden Ihn doch immer loben und Ihm allezeit danken.

3.

O, wie viel vermag die reine Liebe zu Jesus, die frei ist von Eigennutz und Eigenliebe!

Sind nicht Alle lauter Miethlinge und Lohnknechte, die immer nur Tröstungen wollen? Beweisen sie nicht, daß sie sich selbst mehr als Jesum lieben, die immer nur auf ihren eigenen Nutzen und Gewinn bedacht sind?

Wo findet man einen Menschen der Gott umsonst dienen mag? (Solche sind selten.)

Erinnerung.

Da mit dieser Nummer der Jahrgang schließt, so werden die Leser ziemlich ersucht, vor Ablauf des Jahres ihre Bestellung für das nächste Halbjahr an den bekannten Stellen wiederum zu besorgen D. Reb.

Abend- und Morgenroth der Kirche Christi;

ihre

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Monats-Blatt

für denkende Christen und Geistliche aller Confessionen.

Herausgegeben

von

H. Geyer

zu Hamburg.

Im eigenen Verlag des Herausgebers.

Gedruckt bei Carl Witt in Salzgitter.

1876.